P. o.germ.
1816
p-1

P.o. germ. 1816 p-1

Xerokopieren aus konservato-
ünden nicht erlaubt
sesaal benützbar

<36601398210018 1

<36601398210018

Bayer. Staatsbibliothek

Kloster Wadstein.

Historischer Roman.

Aus dem Schwedischen

von

C. Eichel.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1849.

P.O. germ. 1816 p 1

3 Bde

Lindauersche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

B

Vorwort.

Unter den zahlreichen alten Volksliedern Schwedens, die im Lauf der Jahrhunderte zu unserer Kenntniß gekommen sind, findet sich auch eines unter dem Titel: „Bernhard der Lange und Schön-Elisif.“ Es ist wahrscheinlich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts vom Bischof Nil's in Linköping verfaßt, einem Manne, der zu seiner Zeit ebensowohl seiner Frömmigkeit, als seiner Kenntnisse wegen berühmt war. Dieses Volkslied gründet sich auf wirkliche Begebenheiten, deren Zeuge der Bischof selbst zum größten Theil gewesen ist und die er im romantischen Gewand der alten Volksweise meisterhaft schildert. Wir haben nur wenige Schilderungen der Sitten und

der großen Begebenheiten dieses Zeitalters, und der Verfasser schätzt sich darum glücklich, diese Erinnerungen aus einem Abschnitt unserer Geschichte zu besitzen, der insofern äußerst wichtig für uns ist, als in ihr der Grund zu einer Vereinigung Skandinaviens unter einem Scepter gelegt wurde. Auch in historischer Beziehung hat demnach der Klosterraub, der hier beschrieben wird, ganz besondere Wichtigkeit, denn er verursachte oder beschleunigte wenigstens den Ausbruch des Mißvergnügens, das im ganzen Lande herrschte und endlich den König Albrecht vom Thron stürzte.

Der Verfasser des „Kloster Wadstein" ist in dieser Erzählung wenig von dem Inhalt des alten Volksliedes abgewichen. Nur hier und da hat er sich erlaubt, die Scenen oder die Zeit ein wenig zu verlegen und bittet deshalb seine Leser um gütige Entschuldigung.

Stockholm, im October 1848.

Capitel I.

Sten Ingvarsson.

— „Wer ist da? — Wer schleicht dort im Dunkeln an der Mauer, als wenn er die strafende Hand des Gesetzes fürchtete?“ —

— „Thor! Du sprichst vom Gesetz und weißt doch, daß es hier zu Lande kein Gesetz giebt!“ —

— „Freilich leben wir in einer Zeit der Zügellosigkeit, aber so weit hinein ins Verderben sind wir noch nicht gelangt, daß das Verbrechen seiner wohlverdienten Strafe entginge. Stehe darum und antworte mir! Wer bist Du?“

— „Wer ich bin! — Ein Schwede an Geist und Gemüth.“ —

— „Dann sei mir als Freund gegrüßt. In mir findest Du auch einen Schweden, der für sein Vaterland Sorge trägt.“ —

Dieses kurze Gespräch fiel zwischen zwei Personen vor, die im Dunkeln vor dem Hause der Gesellschaft zum heiligen Leichnam in der Schuhmachergasse zu Stockholm, rechts vom großen Markt, einander begegneten. Die eine dieser Personen war der Bürgermeister Bertold Brun, ein Mann, der zu seiner Zeit wegen seiner Frömmigkeit und Rechtlichkeit in großem Ansehen stand. Er war schon ziemlich bei Jahren; hatte sich aber noch einen gewissen jugendlichen Sinn erhalten, der ihn stets bei Jung und Alt zu einem willkommenen Gast machte. Auch seine Haltung und sein ganzes Aeußere trug kein Kennzeichen eines vorgerückten Alters. Er wurde deshalb auch in der gewöhnlichen Rede vom Volke „der junge Meister" genannt, um ihn von dem andern Bürgermeister deutscher Nation Namens Alf Grenerot zu unterscheiden, der, obwohl jünger an Jahren, doch der „alte Meister" genannt wurde.

Die andere der sprechenden Personen war der tapfere Ritter Sten Ingvarsson. In Westgothland von armen Eltern geboren, war derselbe frühzeitig aus dem väterlichen Hause getrieben worden, um sich seinen Unterhalt selbst zu schaffen. Zuerst

wurde er Wappner am Hofe des Königs von Dänemark Waldemar Atterdag. Dort verdiente er sich die Rittersporen und zeichnete sich später bei mehr als einer Gelegenheit durch Klugheit und Tapferkeit aus. Die Königin Margarethe, die sodann die Kronen von Dänemark und Norwegen erbte, bot alles Mögliche auf, um den Ritter an ihrem Hof zu behalten; allein dieser war allzu schwedisch gesinnt, um sich im Dienste eines fremden Landes glücklich zu fühlen. Er sehnte sich wieder zurück nach seinem theuern Vaterlande, sollte er dort auch nicht die hohe Macht erlangen, die er in Dänemark besaß. Schwedens unglückliche Verhältnisse lagen ihm außerdem sehr am Herzen, und er wollte sich mit eignen Augen überzeugen, ob das Gerücht wahr sei, das ihm die Grausamkeit der Deutschen im Lande mit den entsetzlichsten Farben geschildert hatte. Er nahm deshalb Abschied von der Königin Margaretha und begab sich nach Stockholm, woselbst er an dem Tage eben angelangt war, an welchem unsere Erzählung beginnt.

— Worin liegt denn der Grund Eurer

schnellen Rückkehr, edler Ritter?" — fuhr der Bürgermeister fort, als er Sten erkannt hatte.

— „Draußen ist es hübsch, aber daheim ist es doch noch besser" — erwiederte dieser. — „Während der ganzen langen Zeit, da ich in fremdem Dienst gestanden habe, ist mein Sinn stets meinem Vaterland zugewendet gewesen, und oft, sehr oft, hat mein Auge voller Thränen nach dem hohen Norden geblickt. Zwar stand ich gut angeschrieben bei dem dänischen Fürstenstamm, aber ich blieb doch immer ein Fremdling auf der fremden Erde. Ich konnte mich nicht an die Natur gewöhnen, die ich um mich her sah. Die Wälder, die Berge, die Flüsse, ja selbst der Himmel über meinem Haupt, sie kamen mir ganz anders vor, als die, welche ich in meiner Kindheit gesehen hatte. Ein einziges schwedisches Wort, das ich sprechen hörte, ließ mein Herz höher schlagen, und sogar der kalte Nordwind verbreitete Feuer durch meine Adern, denn er kam aus dem Land, in welchem ich geboren war und in dem ich mich mit Stolz nennen hören konnte. Nicht ohne Absicht hat die Vorsehung die Menschen, die Thiere und die Pflanzen des Südens ganz anders, als die des Nordens gemacht. Sie

lassen sich nicht vermischen oder verpflanzen, und jeder Versuch in dieser Beziehung endigt mit Heimweh, Erschlaffung und Verfall." —

— „Ich achte diese Vaterlandsliebe in Eurer Brust sehr hoch" — erwiederte Brun — „aber fröhlich wird Eure Rückkehr nicht sein, Ritter, wenn Ihr die Lage erfahret, in der sich unser armes Vaterland gegenwärtig befindet." —

— „Sie ist mir nicht unbekannt, — versetzte Sten. — „Ich weiß, daß Schweden jetzt nicht mehr ist, was es früher war. Eigenmacht, Verbrechen und Laster haben sich überall eingeschlichen; aber das sind fremde Untugenden, die mit den Ausländern ins Land gekommen sind, welche gegenwärtig die Macht in den Händen haben. Das Volk ist noch eben so gut und kernhaft wie früher! Gebt uns nur Erleichterung, und wir können noch einmal werden, was wir schon früher gewesen sind! — Schweden in der vollen Bedeutung des Worts!" —

— „Aber kennt Ihr wirklich die Verhältnisse hier zu Lande?" — fiel Brun mit Wärme ein. — „Ich bin Keiner von Denen, die Alles dunkel sehen, aber noch weniger kann ich die Augen gegen Das schließen, was sich um mich her zuträgt.

Habt einen Augenblick Geduld und ich werde mit wenigen Worte einige Thatsachen erwähnen, die hinreichend für sich selbst sprechen." —

— „Habt Dank, Herr Bürgermeister" — bemerkte Sten. — „Ich höre Euern Worten gern zu. Wohl weiß ich, daß König Albrecht seine deutschen Landsleute auf Kosten der Schweden begünstigt, einen glänzenden und prachtvollen Hof hält und sich genöthigt sieht, dem Volke immer neue Steuern aufzulegen, um seine eigene Verschwendung fortsetzen zu können." —

— „Das ist lange noch nicht Alles. Gebe Gott, ich könnte sagen, daß dies Alles wäre" — erwiederte Brun. — „Der Schwede ist nicht mehr frei — er ist ein Sklave. — Und wer sind seine Herren? — Eine Anzahl von Fremdlingen, die schon in ihrer Heimath Deutschland ihren Namen durch schlechte Handlungen verunehrt haben und wegen der Schande und Verachtung, die sie traf, nicht länger dort bleiben konnten. In Schweden glaubten sie sich nicht gekannt und erwarteten deshalb, daß der König, ihr Landsmann, ihnen gastfreie Aufnahme und Königlichen Schutz gewähren würde. Sie täuschten sich nicht darin,

denn der König, der schon bei seiner Thronbesteigung seine Hände durch den zahlreichen und mächtigen schwedischen Adel gebunden sah, namentlich durch den reichen Bo Jonsson Grip, konnte seinen Verdruß darüber nicht verbergen, daß er nicht Alles thun und lassen durfte, wie er es für gut befand. Er nahm darum alles dieses deutsche Gesindel, das ins Land strömte, mit offnen Armen auf. Mit ihrer Hülfe hoffte er eines Tages das schwedische Volk ganz unterdrücken und sich zum unbeschränkten König im Norden machen zu können. In seinen Sälen erscheint gegenwärtig außer den Deutschen fast Niemand mehr, und wenn sich irgend ein Schwede einmal unter sie zu setzen wagt, so wird er die Zielscheibe ihres Spottes und ihrer Neckereien. Aber das Schlimmste war, daß der König, der recht gut einsah, daß dies nicht die rechte Art und Weise war, die Deutschen im Lande geachtet zu machen und ihnen beim Volke mehr Ansehn zu geben, den Entschluß faßte, ihren Händen alle festen Schlösser zu übergeben und auf die vertraulichste Weise mit ihnen umzugehen, indem er sie bald Oheim, bald Vetter nennt. Diese Voigte saugen das arme Volk unbarmherzig aus und neh-

men jede Gesetzlosigkeit ihrer herumstreichenden Landsleute in Schutz. Sie sind eine Landplage, die von dem Regenten selbst sanctionirt wird. Wehe dem Kühnen, der seine Stimme zur Anklage gegen Jemand von ihnen zu erheben wagt! Noch hat eine solche Stimme nie etwas Anderes, als das eigne Unglück des Anklägers herbeizuführen vermocht." —

— „Das erklärt hinreichend die Entstehung des Spottnamens, den das Volk den Deutschen gegeben hat" — fiel hier Sten ein. — „Sie verdienen wohl „Schinder" genannt zu werden, wenn sie so wenig Achtung für Gesetz und Recht haben." —

— „Ueberall im Lande hört man dieselben Klagen, bemerkt man dasselbe Mißvergnügen" — fuhr Brun fort — „aber Stockholm ist eigentlich der Ort, an welchem die Unverschämtheit der Deutschen ihre höchste Höhe erreicht hat. Hier scheinen sie vorzugsweise ihren Stammsitz zu haben, hier werden die kühnsten Pläne zu Handlungen der niedrigsten Art geschmiedet. Dies Alles geschieht unter den Augen des Königs, ja, man könnte fast sagen mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß.

Die Hälfte unserer Magistratspersonen besteht aus Deutschen, und diese lenken nun die übrigen durch List; hilft ihnen diese nicht, so brauchen sie Gewalt. Begünstigt von den mächtigen Hansestädten haben sie den ganzen Handel Stockholms an sich gerissen und besteuern auch auf diese Weise die armen Unterthanen, die schon oft ihre Klagen gegen den König ausgesprochen, von demselben aber noch nie eine andere Antwort erhalten haben, als: — „Ich kann Euch nicht helfen." —

— „Beklagenswerth ist dieser Zustand der Hauptstadt" — versetzte Sten — „aber es giebt doch noch manche schwedische Männer im Lande, die wohl einmal zu einer kräftigen Handlung erwachen werden." —

— „Bo Jonsson Grip war der Einzige" — antwortete Brun — „der das Volk um sich sammeln und es vermögen konnte, das fremde Joch von sich abzuschütteln. Er konnte es sowohl durch sein Ansehen im Lande, als durch seinen unermeßlichen Reichthum, der ihn in den Besitz des halben schwedischen Reichs setzte. Dieser Mann ist jetzt todt und seine Macht hat sich unter zehn der vornehmsten Herren im Lande vertheilt. Keiner

derselben vermag, was er vermochte, und außerdem sind sie auch in dieser wichtigen Angelegenheit nicht einig genug, um zusammen zu halten und gleich gesinnt zu sein. Nein, noch ist mehr Gewaltthätigkeit von Seiten der Deutschen nöthig, ehe das unterdrückte Volk sein Haupt zur Rache erhebt.“ —

— „Und bei Gott! Lange wird es nicht dauern, daß eine neue Gewaltthat von diesen Fremden verübt wird!“ — rief Sten. — „Denn wer einmal Geschmack an Gewalt und Gesetzlosigkeit gefunden hat, pflegt nicht bei einem einzigen Verbrechen stehen zu bleiben. Erhalten wir noch mehr Veranlassung zu Klagen und wird dann von irgend einem wahren Vaterlandsfreund die Fahne der Freiheit erhoben, so werde ich der Erste sein, der demselben Treue schwört, auch wenn ich im voraus überzeugt sein könnte, daß ich mein Leben dafür hergeben müßte.“ —

— „Ich war fest überzeugt, daß das Vaterland Eure Hülfe nicht vergebens anrufen würde, edler Ritter,“ — fiel ihm Brun in's Wort. — „Eure Rückkehr nach Schweden in einem Augenblick, wie der gegenwärtige, hat mich dessen bereits versichert. Aber unter solchen Verhältnissen

ist es eine nothwendige Pflicht für Jeden, der seinen Arm für eine wichtigere Gelegenheit aufsparen will, im Umgang mit diesen Deutschen achtsam und vorsichtig zu sein. Ihr kennt die Größe ihrer Frechheit in Reden und Handlungen nicht, und ist man nicht sehr aufmerksam auf sich selbst, so läßt man sich leicht zu einer Antwort verleiten, die Verdrüßlichkeiten herbeiführen kann. Ihr seid jung, Herr Ritter, und in Euern Adern quillt noch das Leben der Jugend. Verzeiht mir, wenn ich Euch vor Euch selbst warne. Ich bin ein alter Mann und habe so manches auf der Welt gesehen, aber ich weiß jugendliche Kraft und Stärke zu würdigen. Hier ist mehr als diese Kraft nöthig, um nicht vorzeitig ein großes Werk zu zerstören. Stellet Euch daher, als ob Ihr die Unverschämtheit der Deutschen nicht bemerktet, wenn sie Euch auch unerträglich erscheinen sollte. Sparet Euer Schwert für einen höheren Zweck! Versprecht mir, daß Ihr bis auf weiteres die Kälte des Greises unter Euer jugendliches Feuer mischen wollt!" —

— „Eure Absicht ist edel, Herr Bürgermeister," — erwiederte Sten, — „ich kann nicht anders, als sie hochachten; aber Euch versprechen,

kalt zu sein und Unrecht zu ertragen, besonders von Personen, die ich als die ärgsten Feinde meines Vaterlandes kenne, das ist mehr, als ich halten kann. Ich verspreche jedoch vorsichtig im Reden und Handeln zu sein, so daß mit Gottes Hülfe sich Alles auf das Beste fügen soll." —

Mit diesen Worten reichte er dem Bürgermeister freundlich seine Hand und wollte sich entfernen; aber dieser hielt ihn zurück und sprach:

— „Noch ein Wort, bevor wir uns trennen! Wenn ich mich nicht irre, wollt Ihr die Gesellschaft des heiligen Leichnams besuchen. Dort wird heute eines der großen Jahresfeste gefeiert und man hat mir gesagt, daß auch eine Menge neuer Mitglieder aufgenommen werden soll, so daß das Gesellschaftsgelage heute Abend eines der glänzendsten werden wird seit der Errichtung der heiligen Gesellschaft." —

— „Ihr vermuthet recht, Herr Bürgermeister," — entgegnete Sten, — „ich beabsichtige allerdings die Gesellschaft zu besuchen und will heute Abend meinen Zutritt erklären. Schon lange habe ich dem Namen nach diese im Norden weit berühmte Brüderschaft gekannt, die Alles, was Schweden

Großes und Ausgezeichnetes besitzt, zu ihren Mitgliedern zählt.“ — — —

— „Aber auch Alles, was Schweden Schlechtes und Unmoralisches besitzt,“ — setzte Brun mit Wärme hinzu. — „Diese Gesellschaft, die unter dem Schutz der Religion gestiftet wurde, um Gottesfurcht und gegenseitige Freundschaft zu befördern, deren Festmahlzeiten zu gewissen Zeiten des Jahres mit Religionsübungen und Werken der Liebe verbunden sind; diese Gesellschaft, so heilig ihr Name auch noch klingt, hat in den letzten Jahren sich bedeutend ausgedehnt und die Zahl ihrer Mitglieder verdoppelt, dabei aber nicht so genaue Erörterungen über den Ruf der Eintretenden angestellt, wie sich gebührt. Darum sieht man auch in der Gesellschaft Männer, wie Alf Grenerot, Bernhard den Langen, Albrecht Westphal und Andere, von denen jeder Einzelne ein Flecken für die ganze Gesellschaft ist. Allein der Zweck ist gut; und wenn mehrere solche Personen dazu treten, wie Ihr, Herr Ritter, so wird sich die Gesellschaft bald wieder zu ihrem frühern Ansehn erheben. Ich warne Euch jedoch vor den neuen Mitgliedern, die Ihr darin finden werdet. Nach allen Ceremo=

nieen bei dem Seelenbad und dem Gesellschaftstrunk pflegt es lustig zuzugehen bis tief in die Nacht hinein; und unter Trinken und Geschrei ist man im Allgemeinen nicht so genau in seinen Ausdrücken. Da muß man blind und taub sein, wenn es gilt." —

Bei diesen Worten trat er mit Sten in das Gesellschaftshaus an der Schuhmachergasse.

Allein ehe wir beiden dahinein folgen, dürfte es nicht überflüssig sein, einige kurze Worte über diese Gesellschaft, deren Entstehung, Bestehen und Leitung zu erwähnen.

Gille (Gesellschaft) wurde im Mittelalter jede zum Andenken eines Heiligen oder eines Heiligthums errichtete Gesellschaft genannt, in welche Mitglieder beiderlei Geschlechter anfgenommen wurden. Der Zweck dieser Gesellschaften war die Beförderung der Gottesfurcht und der gegenseitigen Freundschaft, auch gegenseitige Vertheidigung. Sie waren eigentlich von zweierlei Art; einige, die nur aus geistlichen Mitgliedern, andere, die aus Priestern und Laien bestanden. Ihre Anzahl in Schweden war im vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert höchst bedeutend und wird auf mehr als hundert angegeben. Die ersten Männer des

Staates ließen sich als Mitglieder dieser Gesellschaften einschreiben, und Keiner, der ein unbescholtenes Leben geführt hatte und das Eintrittsgeld erlegen konnte, wurde zurückgewiesen. Es war sogar gebräuchlich, noch auf dem Sterbebett um den Eintritt zu bitten, um von den geistlichen Brüdern mit Vigilien, Messen und Prozessionen unterstützt zu werden. Auch ein Todter konnte noch Mitglied dieser Gesellschaften werden, wenn seine Erben das Eintrittsgeld bezahlten. Dies geschah z. B. bei Sten Sture dem Jüngeren, der im Jahre 1520 nach seinem Tod als Bruder der Gesellschaft des heiligen Leichnams aufgenommen wurde, um der — wie es hieß — überflüssigen guten Werke dieser Gesellschaft theilhaftig zu werden.

Unter die Gesellschaften, welche Geistliche, wie Weltliche, Männer und Frauen zu ihren Mitgliedern zählten, gehörte auch die sogenannte Gesellschaft zum heiligen Leichnam oder **Convivium Corporis Christi**, wie sie in alten Schriften genannt wird. Man kennt das Jahr nicht mit Gewißheit, in welchem diese Gesellschaft zu Stockholm gestiftet wurde, aber sehr wahrscheinlich läßt sich

ihr Ursprung bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zurückführen. Sie besaß mehrere Häuser in der Stadt, aber ihr eigentliches Gesellschaftshaus lag in der Schuhmachergasse und hieß „Leichnamshof" oder „Curia Convivii Corporis Christi." In der Großkirche, welche damals die „Dorfkirche" genannt wurde, hatte sie ihre Kapelle mit einem Altar an der südwestlichen Thür unter dem Chor, also in der Nähe des Platzes, an welchem sich jetzt das Bild des Ritters Sankt Göran befindet. In dieser Kapelle wurden von den geistlichen Brüdern der Gesellschaft ordentliche Messen gelesen.

Die Leitung der gesammten Gesellschaftsangelegenheiten war einem „Aldermann" und mehreren „Stuhlbrüdern" übertragen; die Statuten, nach denen man sich genau richten mußte, wurden „die Zunft" genannt. Im Uebrigen unterhielt die Gesellschaft Kaplane, einen Glöckner an der Dorfkirche, einen Organist, einen Bälgetreter, Musikanten, „Gesellschaftsknaben" und Diener und eine „Badestubenfrau", die den Dürftigen beim Baden Beistand zu leisten hatte.

Der Aldermann, der die Obliegenheit hatte, an hohen Festtagen vor dem Hochaltar in der Dorfkirche Messe zu lesen, mußte stets ein Geistlicher sein. Ihm waren alle Mitglieder Gehorsam schuldig, und wenn er klingelte, mußten Alle schweigen, bei Strafe von einem halben Pfund Wachs. Er wurde jedesmal blos auf ein Jahr gewählt, konnte aber nach dessen Ablauf wieder gewählt werden und wurde von der Gesellschaft durch Opfer oder freiwillige Beiträge der Mitglieder an hohen Festtagen besoldet.

Dagegen konnten die Stuhlbrüder aus den Geistlichen, wie aus den Weltlichen genommen werden. Sie hatten eigentlich die täglichen Geschäfte zu besorgen und alle Veranstaltungen zu den Geschäftsgelagen zu treffen, wofür sie eine Tonne Bier empfingen, welche die „Schaffnertonne" genannt wurde.

Bei gewissen Festen wurden in der Dorfkirche große Messen von dem Aldermann in Gegenwart der ganzen Gesellschaft gelesen, nach denen das Sakrament in großer Prozession unter dem Geläute der Glocken durch die Hauptstraßen der Stadt

getragen wurde. Aber an jedem Tage des Jahres wurde nicht blos eine, sondern wurden oft auch zwei Messen gelesen, die Primmesse und die Hochmesse. Dieß hielt man damals für etwas so Wesentliches, daß kein Mitglied der Gesellschaft ohne besondere Erlaubniß dabei fehlen durfte; denn durch das Anhören der Messe glaubte man zu jener Zeit alles Gute erreichen und alle Gefahren vermeiden zu können.

Am Krankenbett waren die Brüder verpflichtet zu beten und Messen zu lesen; bei Leichenbegängnissen hatten sie dafür zu sorgen, daß über der Leiche Messen gelesen und Vigilien gehalten wurden; auch mußten sie die Leiche zu Grabe geleiten.

Unter ihren religiösen Uebungen war auch das sogenannte „Seelenbad", welches darin bestand, daß jeden Sonntag Almosen, jeden Monat ein freies Bad an sechzig Arme und alljährlich einmal eine freie Mahlzeit für eben so viele, vorher reingewaschene Almosenempfänger gegeben wurde. Aber außer allen diesen Religionsübungen und „christlichen Liebeswerken" hielt man auch für nothwendig, einmal oder mehrere Male des Jahres zusammen

zu kommen, um zu Ehren des Erlösers, der Jungfrau Maria oder anderer Heiligen, unter Gesang, Gebet und Messen, deren Andenken mit einem Trunk zu begehen. Dieß war das sogenannte Gesellschaftsgelag, bei welchem kein Mitglied ohne gegründete Entschuldigung fehlen durfte. Bei diesen Mahlzeiten aß Jeder, was er sich vorher hatte zubereiten und in's Gesellschaftshaus schaffen lassen. Es war aber bei Strafe verboten, mehr als eine oder zwei Schüsseln zu haben. Dagegen war das Bier gemeinschaftlich und wurde von der Gesellschaft angeschafft. Um Wetteifer und Ueppigkeit zu vermeiden, war auch bestimmt, daß Niemand sein eigenes Tischtuch und Bankkissen bei sich führen durfte, sondern die der Gesellschaft zugehörigen Gegenstände dieser Art ausschließlich zu benutzen waren.

Mit wechselnden Schicksalen ging die Gesellschaft auf diese Weise ihres Wegs und entwickelte oft große Macht und bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, bis der große Reformator Gustav Wasa durch sein kräftiges Auftreten in kirchlichen Angelegenheiten die Gesellschaft ver-

nichtete und endlich im Jahre 1527 sich alle liegenden Gründe derselben zueignete, deren Werth damals nach einer mäßigen Schätzung 5590 Mark betrug. *)

*) S. Murbergs Abhandlung von der Gesellschaft zum heiligen Leichnam in Stockholm im 2. Band der Verhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften.

* * *

Kapitel II.

Die Wette.

Der Gesellschaftssaal war festlich geschmückt. An der Thür waren hohe belaubte Zweige angebracht, Decke und Wände waren mit Laub und Fichtenreisern bekleidet und der Fußboden war mit frischen, wohlriechenden Kräutern und Blumen bestreut. Ueberall standen größere und kleinere Tische, mit Kannen und Bechern von mannichfacher Art belastet, an den Seiten der Tische waren einfache hölzerne Bänke aufgestellt.

Neben diesem Festsaal, der gegenwärtig von den zahlreichen Dienern der Gesellschaftsbrüder wimmelte, die Speisen und Getränke hereintrugen, hatten sich alle Mitglieder der Gesellschaft vor dem Gelage in einem großen, länglichen Zimmer mit schwarzbemalten Wänden und niedriger Decke ver-

sammelt. Etliche an den Seitenbalken angebrachte Lichter verbreiteten einen dunkeln Schein durch das Zimmer. Weiter oben standen sechs Diener mit brennenden Wachslichtern in den Händen um den Aldermann und die Stuhlbrüder. Diese hohen Beamten der Gesellschaft waren in ihre besten Anzüge gekleidet mit aller der glänzenden Pracht, welche dieses Zeitalter auszeichnete. Vor ihnen stand ein schwarzbehangener Tisch, in dessen Mitte ein brennendes Wachslicht befestigt war, und neben diesem lag eine Pergamentrolle, auf welcher in bunten Farben die lateinisch abgefaßten Statuten der Gesellschaft verzeichnet waren.

Als Alle versammelt waren und der Aldermann vermittelst einer kleinen Handklingel Stille geboten hatte, rief er mit lauter Stimme: — „Verschließt die Thüren!" — Sobald diesem Befehl Folge geleistet worden war, stimmte er ein Gebet an, an welchem die ganze Versammlung Theil nahm, und nach dessen Beendigung unterrichtete er die Mitglieder davon, daß zwölf Personen um Aufnahme in die Gesellschaft gebeten hätten und persönlich anwesend wären, um den Beweis ihres guten Leumunds und unsträflichen Lebens selbst zu

führen. Die Aufnahmesuchenden, unter denen sich auch der Ritter Sten Ingvarsson befand, traten nun an den Tisch hervor, jeder von zwei älteren Mitgliedern begleitet.

— „Wer bist Du, der Du Aufnahme in diese heilige Gesellschaft suchst?" — fragte der Aldermann.

Bevor Sten antworten konnte, riefen die beiden Personen, die ihn an den Tisch begleitet hatten, gleichzeitig:

— „Ein schwacher Mensch, der aus seiner sündigen Versunkenheit geweckt worden ist und nach dem lebenspendenden Licht der wahren Religion dürstet." —

— „Wie ist sein Name, ihr Bürger?" — fragte der Aldermann weiter.

— „Sten Ingvarsson," — antworteten beide einstimmig.

— „Was hast Du aufzuweisen, das Dich berechtigt, Aufnahme in diese Heimath des Friedens und der Wahrheit zu suchen?" —

— „Einen unbefleckten Wandel," — erwiederte Sten mit ruhiger und fester Stimme.

— „Untersuche dieß, Bruder Alf Grenerot, und verkündige dann der Gesellschaft, was Du in Bezug auf diesen Sten Ingvarsson gefunden hast!“ —

Der Angeredete, der einer von den für dieses Jahr gewählten Stuhlbrüdern der Gesellschaft war, näherte sich Sten und prüfte genau Alles, was dieser mündlich und schriftlich für seinen unsträflichen Lebenswandel vorbringen konnte. Ein widerwärtiger, grinsender Ausdruck zeigte sich auf Alf's Gesicht während dieser ganzen Untersuchung, die er auf eine höhnische Weise zu verlängern und zu erschweren suchte, und fast mit einer Art von Verachtung verkündigte er später, daß der Aufzunehmende zwar eine sehr gute Meinung von sich zu haben scheine, dafür aber sehr wenig Bekanntschaft mit dem Christenthum. — „Doch,“ — setzte er mit gemilderter Stimme hinzu, indem er seine Augen demüthig zum Himmel erhob, — „ganz unwürdig ist er nicht, und es würde unmenschlich sein, ihm die Theilnahme an den Verdiensten unserer Gesellschaft vor Gott zu versagen, da er deren so sehr bedarf. Ich bin darum für seine Aufnahme.“ —

Empört durch diese erniedrigende Sprache griff Sten hastig an sein Schwert, aber sein Arm

wurde von Jemand zurückgehalten, der hinter ihm stand und ihm in's Ohr flüsterte, daß er sich beruhigen und der empfangenen Warnung gedenken möge. Als Sten die Stimme des Bürgermeisters Brun erkannte, ließ er sein Schwert los, ohne ein Wort zu sagen, schleuderte aber einen Blick auf Alf Grenerot, dem dieser durch eine hastige Seitenbewegung auszuweichen sich beeilte. Dort stand sein guter Freund Bernhard der Lange, dem er halblaut zuflüsterte: — „Ich kann das übermüthige Aussehen dieses Schweden nicht ertragen. Könnte man doch seiner Frechheit etwas anhängen!" —

— „Verlaß Dich auf mich," — entgegnete dieser. — „Ich werde bald genug Streit mit ihm suchen, und gelingt mir dieß, so bin ich auch gewiß, daß ich seine schwedische Ritterlichkeit abmucken werde." —

Nachdem ziemlich dieselben Fragen hinsichtlich der übrigen Personen, welche Aufnahme in die Gesellschaft suchten, gestellt und ziemlich dieselben Antworten gegeben worden waren, forderte der Aldermann einen der Stuhlbrüder auf, die Statuten der Gesellschaft vorzulesen. Dieß geschah erst lateinisch,

dann schwedisch, worauf die Aufzunehmenden aufgefordert wurden, bei dem angezündeten Licht zu schwören,*) diesen Statuten genau nachzuleben und die Gesellschaft, sowie alle Brüder und Schwestern derselben mit Leben und Blut zu vertheidigen.

Nun wurde von den neuen Mitgliedern das bestimmte Eintrittsgeld von vier Mark Pfennigen, nach heutigem Geldwerth etwa fünf Speciesthaler, erlegt. Da es jedoch Jedem freistand, dieses Eintrittsgeld in Waaren anstatt in baarem Gelde zu erlegen, so machten mehrere von dieser Erlaubniß Gebrauch. So brachte Einer einen goldnen Ring, ein Anderer zwei Pfund Wachs, ein Dritter einen vollständigen Altarschmuck, ein Vierter Kannen und Becher, ein Fünfter erbot sich, die Gesellschaft auf ein ganzes Jahr unentgeldlich mit Wein zum Messelesen zu versehen. Alle diese Gaben wurden von den Stuhlbrüdern übernommen und der ganzen Versammlung gezeigt, die ihren Beifall darüber durch ein dumpfes Gemurmel zu erkennen gab.

---

*) Die Sitte bei einem Licht zu schwören — supra candelam, wie es hieß — war bei mehreren andern Gesellschaften üblich. S. Mon. Scanens. S. 156.

Das plötzliche Oeffnen der Thüren unterbrach diese zweideutige Meinungsverschiedenheit, und eine Schaar von Dienern mit Lichtern in den Händen trat unter dem Klang der Trompeten und Pauken aus dem Gesellschaftssaal ins Zimmer. Bevor dieser Zug zu dem Aldermann gelangte, rief der letztere mit lauter Stimme: — „Ehre sei Gott auf der Erde!" — und löschte in demselben Augenblicke das auf dem Tisch befestigte brennende Licht aus.

— „Das Festmahl ist fertig!" — riefen nun mehrere Stimmen an der Thür, und Alle drängten sich in den Saal hinaus, um Platz an einem der gedeckten Tische zu finden. Weit vorn im Zimmer war ein besonderer Tisch für den Aldermann und die Stuhlbrüder gedeckt, die ihre Plätze beim Schall der Trompeten einnahmen. Auf diesem sogenannten Aldermanntische standen mehrere schwere silberne Kannen und Becher, künstlich gearbeitet, die meisten mit vergoldeten Figuren und Verzierungen versehen, die fast frei auf den Deckeln standen. Ein halbes Dutzend Diener in prunkender Kleidung umgab diesen Tisch und hielt brennende Wachslichter in den Händen. Die übrigen Tische waren weniger reich

mit silbernen Kannen versehen, an deren Stelle zeigten sich Becher von Zinn, Kupfer und Messing. Aber wenn dieselben auch in ihrem Aeußern nicht so glänzend waren, wie die auf dem Aldermannstisch, so waren sie doch mit demselben Getränk gefüllt, mit Bier, das von sämmtlichen Anwesenden mit vielem Wohlgefallen getrunken wurde.

Die Mahlzeit begann mit einem kurzen Gebet und einigen Psalmen, die der Aldermann vorlas. Hierauf griff Jeder die Gerichte an, die er sich selbst mitgebracht hatte. Diese waren verschieden nach dem Vermögen und der Eßlust der verschiedenen Personen, so daß man auf einem Tisch Fisch- und Fleischspeisen von mannichfacher Art, Schinken mit Safran, Eier mit Zwiebeln, Honig mit Ingwer, und dazu Weißbrot und Semmel sah. An andern Tischen begnügte man sich wieder mit Roggenbrot und einem Stück geräucherten Fleisches. Niemand fragte nach der Kost seiner Nachbarn, und so lange die Mahlzeit dauerte, war man viel zu sehr mit Essen beschäftigt, um sich umsehen zu können. Erst als der Hunger gestillt war und die vollen Becher zu kreisen begannen, schienen die Gäste

zum Bewußtsein und zu gegenseitiger Unterhaltung zu erwachen.

— „Hast Du noch nicht genug gegessen, mein dicker Gönner?" — sprach Bernhard der Lange, ein junger deutscher Ritter, zu seinem Tischnachbar, dem Bürgermeister Albrecht Westpfahl, ebenfalls von deutscher Abkunft.

— „Du bist und bleibst ein dürres Knochengrippe" — erwiederte die angeredete würdige Magistratsperson — „so lange Du fortfährst, Gottes Gaben zu verachten. Thue wie ich und schaffe Dir Fleisch an, damit Dich nicht der erste beste Nordwind wegbläs't.

— Unser Freund Bernhard scheint mehr auf ein hübsches Gesicht, als auf einen fetten Braten zu halten" — bemerkte Hans Grönolve, ein anderer deutscher Bürgermeister, der dem ersteren gerade gegenüber saß, auf der andern Seite des Tisches zu dem Kanonikus Ulf Olofson von Strengnäs, einem Mann, der großes Ansehn in der Gesellschaft genoß und auf die genaue Beobachtung aller alten Gebräuche sehr viel hielt.

— „Niemand darf getadelt werden, weil er zu wenig ißt" — erwiederte der letztere in ernstem

Ton — „ebenso wenig wie Jemand Bemerkungen ausgesetzt werden darf, weil er zu viel ißt. Unsere Gesellschaft stellt es Jedem frei, es in dieser Hinsicht zu halten, wie es ihm beliebt."

— „Ja, darin habt Ihr recht, ehrwürdiger Vater" — antwortete Bernhard. — „Aber im Trinken ist unsere Gesellschaft nicht so nachsichtig." —

— „Die Gesellschaft verbietet über das Maaß zu trinken" — entgegnete der Kanonikus.

— „Aber unsere gewöhnlichen Trinkgeschirre müssen doch geleert werden" — setzte Bernhard lachend hinzu — „wenn auch das Bier noch so sauer ist." —

— „Er lästert das Bier!" — riefen mehrere der an demselben Tische sitzenden Gäste zugleich.

— „Er hat gegen die Statuten gehandelt und muß vier Mark Wachs zur Strafe an die die Gesellschaft zahlen!" — rief ein junger Schwede Namens Bo Djure.

— „So lautet in der That das Statut dieser heiligen Brüderschaft" — bemerkte der Kanonikus — „und muß von jedem redlichen Bruder genau beobachtet werden. Aber wißt Ihr nicht, Ritter Bernhard, daß vor jedem Gesellschaftsgelag

eine Zusammenkunft stattfindet, um das Bier zu prüfen, und daß man sich zu dieser Zusammenkunft dadurch vorbereitet, daß man blos passende Speisen, wie Schinken, Fisch und dergleichen genießt?" —

— „Das ist mir nicht unbekannt" — sagte Bernhard lautlachend — „und eben so gut weiß ich, daß man bei dieser Bierprüfung das Beste ißt und trinkt, was man in der Stadt kriegen kann; denn es geschieht ja auf Kosten der Gesellschaft. Die guten Schweden verstehen sich recht gut auf die Kunst, das Essen zu schmälzen, wenn es ihnen nichts kostet." —

— „Die Schweden verstehen sich nicht auf diese Kunst, aber sie sind auch nicht im Stande, beleidigende Beschuldigungen zu ertragen" — versetzte der Kanonikus sanft und mit Würde.

— „Habt Ihr schon einmal ein geistliches Gewitter gehört, Freunde?" — rief Bernhard seinen nächsten Nachbarn mit Hohngelächter zu.

— „Das erschreckt glücklicher Weise Niemand in unsern Tagen" — bemerkte Albrecht Westpfahl.

— „Hu! Mich schaudert vor dem Schwefelgeruch, der dem Gewitter folgt" — setzte Hans Gronolve mit verächtlichem Lächeln hinzu.

— „Höhnt nur immer zu, Ihr Deutschen! Der Tag kann auch kommen, an dem Euch die Schweden mit gleicher Münze bezahlen werden. Aber heute soll dieser Hohn nicht Veranlassung zu einem Streit der Gesellschaft werden. Ich verlasse darum diesen Tisch!“

Mit diesen ohne Hitze gesprochenen Worten entfernte sich der Kanonikus von diesem Tisch und ließ sich an einem andern nieder, an dem er blos Schweden sitzen sah.

Die Uebrigen, welche mit Ritter Bernhard an demselben Tische saßen und zum größten Theil aus jungen Schweden bestanden, äußerten indessen ihr Mißvergnügen über diesen Vorfall ziemlich laut. Bernhard bemerkte dies und rief sogleich einen in der Nähe stehenden Diener zu sich.

— „Hier“ — sagte er — „nimm dieses Silber und gehe damit zu einem der Stuhlbrüder. Sage ihm, daß der Ritter Bernhard sich gegen die Statuten der Gesellschaft vergangen hat und die Buße, die ihm deshalb auferlegt werden kann, gern erlegt.“

Der Diener nahm das Silber und entfernte sich.

Alles dies entging der Aufmerksamkeit des Ritters Sten und des Bürgermeisters Brun nicht. Beide saßen an einem und demselben Tische, aber soweit von Bernhard entfernt, daß sie sich nicht in dessen Unterhaltung zu mischen brauchten. Als aber der deutsche Ritter seine Verachtung gegen die Schweden im Allgemeinen aussprach, fehlte nicht viel, daß Sten aufsprang und ihm antwortete, wie sich gebührte. Nur die warnende Stimme Bruns, die in sein Ohr drang, verhinderte einen gerechten Ausbruch seines Zornes. Das Blut stieg ihm jedoch ins Gesicht und die Wuth blitzte aus seinen Augen. Bernhard, der seinen Blick aufmerksam auf ihn gerichtet hatte, ergriff jetzt mit Begierde die erste beste Gelegenheit, in ein Gespräch mit ihm zu kommen.

— „Auch Ihr, Herr Ritter, scheint mein Benehmen zu mißbilligen! Ist es nicht so?" — fragee er Sten, während er sich hastig zu diesem wandte und fast von seinem Platze aufstand, um seinen Worten desto mehr Nachdruck zu geben.

— „Alles was gegen die angenommenen Gesetze der Gesellschaft streitet, muß ich als wahrer Bruder derselben mißbilligen" — erwiederte Sten.

Ein Schweigen von etlichen Augenblicken folgte dieser Antwort, während dessen Bernhard bei sich überlegte, ob er diesmal in seinen Bemühungen, sich mit Sten in ein Gespräch zu verwickeln, weiter gehen könnte oder müßte. Diese Ueberlegung wurde durch die Klingel des Aldermanns unterbrochen, welche plötzlich ertönte. Alle standen von ihren Plätzen auf, ergriffen ihre vollen Becher und hoben sie in die Höhe, während folgender Gesang, erst von einer Stimme, dann von sämmtlichen Brüdern angestimmt wurde:

Jesus Christus unser Herr
Ist geboren zu Betlehem,
Alle heiligen Engel Gottes
Singen und lobpreisen ihn.
So singen sie zur Weihnachtsmettte,
Gelobt sei Jesus, Mariens Sohn.
Wer nimmt einen Wandrer auf? —
Jesus Christus selber thut es, er, der alle Wege kennt,
Der die Sonne unterm Himmel und den Mond in Wolken kennt,
Jesus Christus selber ist es, der uns in die Heimath bringt.

Laßt uns den ersten Becher schwenken
Auf unsers Herren Angedenken!*)

Die letzten Worte des Liedes waren kaum gesungen, als Pauken und Trompeten überlaut durch den Saal schmetterten, nicht ohne Gefahr für die Trommelfelle. Während dieses Lärmes wurden die Becher bis auf den Grund geleert, und es galt für einen schuldigen Zoll der Achtung gegen Den, dessen Andenken man trank, den ausgeleerten Becher umzuwenden und auf diese Weise den Tischnachbarn zu zeigen, daß er bis auf den Grund geleert sei. Je schneller man den Becher leerte, desto größere Ehrfurcht glaubte man zu beweisen. Auch dauerte es nur wenige Sekunden, bis die Becher geleert waren und nach dem gewöhnlichen Schwung durch die Luft mit einem kräftigen Stoß auf die Tische niedergesetzt wurden.

— „Es ist doch merkwürdig" — äußerte Bernhard halblaut, aber doch so, daß Alle am Tisch ihn hören konnten — „daß auch in der Art des Trinkens so viel Ungleichheit bei den verschie-

*) S. Reenhjelms Anmerkungen zur „Sage von König Oloff Tryggvaszon in Norwegen. Upsala. 1691.

nen Nationen herrscht. Der Volkscharakter leuchtet auch darin hervor. Ich wollte, ohne mich nur eine Sekunde zu bedenken, sogleich sagen, zu welcher Nation ein Jeder hier im Zimmer gehört, auch wenn ich ihn früher nicht gekannt habe. Man braucht nur zu sehen, wie Jemand den Becher mit der Hand faßt oder ihn an die Lippe führt, um bestimmen zu können, ob er ein Deutscher oder ein Schwede ist. Diese Bewohner des Nordens haben eine Trägheit in ihren Bewegungen, die Alles übertrifft, was ich in dieser Beziehung gesehen habe. Sogar das Bier scheint durch ihre Kehlen langsamer zu fließen, als durch die Kehlen anderer Menschen; und die ganz einfache Operation, nach dem Trinken sich den Mund zu wischen oder den Bart zu streichen, dauert bei ihnen noch einmal so lange, wie bei uns. Das kommt gewiß von einer dickeren und trägeren Blutmasse her, die nur mit Mühe im Körper cirkuliren kann und nicht im Stande ist, jeder Bewegung des Körpers das Leben einzuflößen, das uns Südländer auszeichnet." —

— „Wohl gesprochen!" — flüsterte ihm Alf Grenerot zu, indem er den Platz am Tische ein-

nahm, den der Kanonikus Ulf Olofsson kurz vorher verlassen hatte.

— „Ich glaube, Ihr irrt Euch, Herr Ritter, wenn Ihr uns Bewohner des Nordens der Trägheit beschuldigt" — fiel der Bürgermeister Brun ein. — „Nur wenige Nationen haben so viele Proben von Kühnheit und Raschheit im Handeln gegeben, wie wir. Was sagt Ihr denn von unsern Vigingerfahrten? — Gehörte nicht mehr als gewöhnlicher Muth dazu, um die Großthaten auszuführen, durch welche diese kühnen Abenteurer Schreck und Entsetzen über halb Europa brachten? Wären sie träge im Handeln gewesen, so würden sie nicht so viele blutige Erinnerungen an jedem fremden Strand zurückgelassen haben; und wenn ich mich nicht irre, so giebt es in Deutschland noch heute solche Denkzeichen von ihnen." —

— „Das ist lange her" — antwortete Bernhard. — „Gegenwärtig kennt man die Schweden blos als ein uneiniges und armes Volk, das mächtig groß im Reden, aber sehr klein im Handeln ist. Ihr könnt wohl, wenn Ihr nichts anderes habt, wenigstens mit den Thaten Eurer Vorfahren prahlen; es ist stets ein Trost, sich der Erinnerung

an die Zeit zu freuen, da Schweden unter den übrigen Völkern wirklich Etwas galt. — Aber jetzt, was seid Ihr jetzt? — Seid Ihr denn im Stande, Euch nur selbst zu regieren? — Braucht Ihr nicht ausländische Kräfte, um Euch zusammen zu halten? — Was wäret Ihr denn, wenn nicht unser gnädiger Herr, König Albrecht von Meklenburg, sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Glück aufgegeben hätte, um das Scepter hier im Norden anzunehmen und Segen und Glück über Euch Alle zu verbreiten? — Ich weiß wohl, daß es noch Manchen unter Euch giebt, der dieses Glück nicht hoch genug zu schätzen weiß; aber daran ist blos Eure angeborne Trägheit schuld. Der Schwede ist nicht im Stande, an einem Tage das Große in den Aufopferungen des Königs Albrecht zu fassen, oder zu begreifen, wie segensreich seine Regierung für dieses Land ist; dazu braucht er mehrere Jahre."

— „Danke Gott, wenn er es jemals einsehen lernt!" — fiel Alf Grenerot ein. — „Ich möchte fast wünschen, der König zöge einmal seine Hand nur auf einige Monate von diesen großprahlerischen Schweden ab!" —

— „Zu welchem Zweck wird denn ein so frommer Wunsch von einem Manne ausgesprochen, der deutscher Abstammung ist und zu den eifrigsten Anhängern des Königs in Stockholm gehört?“ — fragte Bo Djure in einem bittern und satirischen Tone.

— Um Euch zu zeigen, daß er es ist, kein Anderer als Er, der Segen über dieses Land verbreitet“ — erwiederte Grenerot.

— „Dieser Segen ist bis jetzt sehr mäßig“ — fuhr Djure fort. — „Davon zeugen unsere niedergebrannten Höfe, davon zeugt das laute Mißvergnügen im Lande und die allgemeine Auflösung der Sitten, die den Sohn bestimmt, seinen Dolch in die Brust des Vaters zu stoßen, und das Weib veranlaßt, ihren größten und schönsten Schmuck — die Tugend zu verachten.“ —

— „Wenn Schweden nicht so glücklich und ruhig ist, wie es sein sollte“ — versetzte Bernhard „so ist dies am allerwenigsten des Königs Fehler. Die hohen schwedischen Herren selbst sind daran schuld. Aus Eifersucht und Herrschsucht blasen sie bei dem Volk ein Mißvergnügen an, das sonst gar nicht stattfinden würde; und ihre Uneinigkeit ist es,

die das Land schon mehr als einmal in die entsetzlichste Verwirrung gestürzt hat. Und wäre dies nicht wirklich die Absicht dieser hohen Herren gewesen, warum konnte dann nicht der mächtigste Mann im Norden, Bo Jonsson Grip, oder Birger Ulfson, oder Algot Mänsson, oder Erich Kettilson — die sämmtlich Eure besten Männer waren und zum Theil noch sind — warum konnten sie alle die Sitten nicht verbessern? — Gerade durch diese allgemeine Erschlaffung des Volkes glaubten sie ihr Ansehen und ihre Macht behaupten zu können und versäumten kein Mittel, Unordnung im Lande zu befördern. Das Testament Bo Jonssons ist ein neuer Beweis für dieses Streben, das Land fortwährend in Verwirrung zu erhalten. Durch dieses Testament hat er die Verwaltung seiner Besitzungen, die sich über das halbe Schweden erstrecken, mehreren Vornehmen des Reichs übertragen, die demnach die Macht unter sich theilen müssen. Keiner von ihnen ist mächtig genug, um die Andern zu unterdrücken; aber Alle haben genügende Hoffnung, endlich ihre Nebenbuhler zu besiegen. Ist dies nicht offenbar ein Benehmen, das fortwährend die Sitten des Volkes verderben soll, um

eigentliche Absichten durchzuführen? — Wer ist nun schuld, wenn sich der Sohn gegen den Vater bewaffnet, oder wenn das Weib die Tugend verachtet und ihre heiligsten Pflichten vergißt?“ —

Alf Grenerot bemerkte mit Freude die Aufmerksamkeit, mit welcher alle Zuhörer diesen Worten folgten. Er haßte in seiner Seele jeden Schweden, sowie Alles, was schwedisch war, und versäumte keine Gelegenheit, seinen innersten Gedanken durch Worte Luft zu machen. Dies zog ihm natürlich viele Feinde und mehr als einen für seine Ehre nachtheiligen Auftritt zu. Aber wenn er Feinde in Menge besaß, so hatte er dafür auch nicht wenige Anhänger unter seinen deutschen Landsleuten, und selbst der König war sein Gönner. Er besaß jenen kühnen Muth, der blind zum Handeln treibt, ohne sich durch Nachdenken aufhalten zu lassen. Und da ein solcher Mann von Nutzen war, um jeden Ausbruch des Mißvergnügens von Seiten der unzufriedenen und übel behandelten Schweden zu unterdrücken, so war es natürlich, daß seine Landsleute ihn stets unterstützen und rückenfrei halten mußten. Bernhard der Lange war es besonders, der in der Zeit der Noth an seiner Seite stand, sowohl von persönlicher Freund-

schaft für ihn, als auch von der Neigung für Kämpfe und Abenteuer getrieben. Alf seinerseits bedurfte Bernhards kräftigen Arm, um sich gegen die Verfolgungen der Beleidigten zu schützen, und mußte sich außerdem auch auf den großen Einfluß stützen, den dieser bei dem König Albrecht besaß, um ungestraft jede Uebelthat begehen zu können.

So hatte das gegenseitige Bedürfniß diese zwei Männer mit einander verbunden; beide sahen allzu gut ein, daß sie schon zu weit gegangen waren, um sich von einander trennen zu können. Es war demnach nicht persönliche Abneigung gegen Sten, die Bernhard antrieb, Streit mit dem jungen Ritter zu suchen; es genügte ihm, daß Alf den Wunsch ausgesprochen hatte, „seiner Frechheit Etwas anzuhängen.“ Dies machte die Sache nunmehr zu seiner eignen, die er mit seiner ganzen natürlichen Heftigkeit ergriff.

Was dagegen in Alf diesen Unwillen gegen Sten erregte, war nichts anderes, als eine augenblickliche Eingebung, eine prickelnde Begierde nach Streit und Abenteuer. Sten hatte für ihn ein viel zu edles Ansehn, als daß er ihn ruhig seines Wegs gehen lassen konnte; und die ruhige

würdige Weise, mit welcher derselbe bei seinem Eintritt in die Gesellschaft alle ihm vorgelegten Fragen beantwortete, hielt er für eine Eigenliebe, die kein Schwede hegen durfte. Hätte er gleich in diesem Augenblick Streit mit Sten suchen können, so würde er es begierig gethan haben. Allein das war nicht möglich gewesen, und darum hatte er aus alter Gewohnheit seinen Verdruß Bernhard anvertraut, der nichts Besseres verlangte, als die Sache in seine Hände zu bekommen. Doch besaß Bernhard zu viel Weltkenntniß, um mit Jemand ohne einen sichtbaren Grund Streit zu suchen. Er fürchtete die Mißbilligung seines Benehmens von Seiten der Anwesenden nicht, aber er wollte doch nicht gern, daß die Sache vorbereitet aussehen sollte. Mit feinem Takt leitete er darum die Unterhaltung auf eine unmerkliche Weise zu seinem Ziel und ohne andere, als ganz allgemeine Ausdrücke zu gebrauchen, hielt er doch seine besondere Absicht bei allen seinen Worten fest und hatte seine Blicke unverwandt auf Sten gerichtet, in der Hoffnung, daß dieser einmal seinen Verdruß über die vielen Beschuldigungen ausbrechen lassen würde, die seinen Landsleuten gemacht wurden. Diese kluge Vorsicht Bernhards

vermochte Alf weder einzusehen, noch zu billigen; da er aber daran gewöhnt war, dem größeren Scharfsinn Bernhards zu weichen, begnügte er sich ruhig schweigend bei dessen Kriegsoperationen, die nach seiner Ansicht eine unnütze Mühe waren und einem Kinderspiel glichen. Doch hinderte ihn dies nicht, dem Lauf des Gesprächs mit Interesse zu folgen und durch einzelne hingeworfene Bemerkungen wo möglich die Erreichung seines Zieles zu fördern. So sprach er jetzt mit einem verächtlichen Lächeln und Achselzucken:

— „Weibertugend! Ha! Es verlohnt sich eben der Mühe, von Etwas zu sprechen, was gar nicht existirt!“ —

— „Ich beklage Deutschland, wenn Ihr dort auf so schlimme Gedanken über die Frauen kommen konntet“ — versetzte Djure, dessen Gesicht feuerroth vor Verdruß geworden war.

— „Ich rede blos von den Schweden“ — erwiederte Alf — „und berufe mich auf meinen erfahrenern Freund Bernhard, ob ich recht habe oder unrecht.“ —

— „Der alte Meister hat recht“ — rief Bernhard und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Die Nahestehenden ließen ein Gemurmel des Mißvergnügens hören und mehrere Schweden, die am andern Ende des Tisches saßen, standen auf und näherten sich dem Platz, den Bernhard inne hatte.

— „Giebt es denn keinen unter Euch, Ihr Herren" — rief dieser, als er sich von den erbitterten Schweden umringt sah — „der als Vertheidiger der Frauen auftreten und mir beweisen will, daß ich unrecht habe?" —

— „Das will ich mit Gottes und der heiligen Jungfrau Beistand!" — rief Sten, der seinen Zorn trotz aller Bitten Brun's nicht länger unterdrücken konnte.

— „Ihr, Herr Ritter?" — sprach Bernhard ernsthaft und wie verwundert.

Alf war nahe daran, ein Freudengeschrei auszustoßen, allein er ließ sich durch einen Blick Bernhard's zurückhalten, der dieß erwartet hatte und deshalb bei Zeiten einen Ausbruch zu unterdrücken suchte, der ihren ganzen Plan verrathen konnte.

— „Es sollte mich freuen, wenn ich eine unrichtige Ansicht von den schwedischen Frauen hegte" — versetzte Bernhard freundlich — und ich

möchte Euch fast für meinen besten Freund halten, wenn es Euch gelänge, mir mein Unrecht zu beweisen. Aber bis dahin erlaubt mir, den Glauben zu hegen, daß es kein Weib in Schweden giebt, das dem Verlangen eines Mannes widerstehen kann, wenn es nämlich in der gehörigen Weise vorgebracht wird. Ja, ich gehe noch weiter; ich behaupte, daß ich jedes schwedische Weib zu meiner Hausfrau kriegen kann, sobald ich nur meinen Wunsch gegen sie laut werden lasse." —

— „Welche Unverschämtheit!" — hörte man von mehreren Seiten, während das Gedränge um Bernhard mit jeder Minute ärger wurde.

— „Sagt mir den Namen irgend einer Schwedin, die ich nicht zu meiner Hausfrau kriegte, wenn ich sie haben will!" — rief dieser trotzig.

Die herumstehenden Schweden sahen verwundert über eine solche Kühnheit einander an und beeilten sich, mehrere vornehme Frauen des Landes zu nennen, die wegen ihrer Schönheit berühmt waren.

Bei jedem Namen, der genannt wurde, schlug Bernhard ein lautes Gelächter auf.

— „Ihr haltet mich für einen Narren, meine

Herren!" — rief er lachend. — „Denkt Ihr denn, ich kenne die schwedischen Frauen so wenig, daß ich es für schwierig hielt, eine von Denen, die Ihr hier genannt habt, zum Altar zu führen? — Um ihre Tugend zu besiegen, ist die Ueberredungsgabe Ritter Bernhard's wahrhaftig nicht nöthig. Diese Heldenthat überlasse ich gern jungen Burschen, die ihre Sporen noch nicht verdient haben und sich in das erste hübsche Augenpaar, das sie sehen, zum Sterben verlieben." —

— „Mein Freund hat recht" — setzte Alf hinzu — „es wäre nur ein Kinderspiel für ihn, sich eine der genannten Frauen zur Hausfrau zu nehmen. Nein, schwerer muß die That sein, um deretwillen es ihm ziemt, in die Schranken zu treten. Eine Nonne zu rauben und zu seiner Frau zu machen, wäre vielleicht die einzige That, die sich ihrer Schwierigkeit halber für ihn ziemen könnte." —

— „Wenn dieß die einzige That wäre, die sich für den Ritter Bernhard ziemte" — versetzte Sten mit Würde — „so könnte ich nur beklagen, daß er so tief gesunken ist, das Heiligthum eines Klosters schänden zu wollen. Es ist schon übel

genug, daß er eine so schlechte Meinung von unsern schwedischen Frauen außerhalb des Klosters hegt, und ich hoffe, ihm eines Tages die Unrichtigkeit seiner Meinung beweisen zu können; aber es ist unsittlich und verbrecherisch, eine Braut Christi aus ihrer stillen Wohnung reißen und in das Geräusch der Welt ziehen zu wollen.“ —

— „Es ehrt Euch, edler Ritter, daß Ihr eine so fromme Meinung von den schönen Bewohnerinnen der Klöster hegt“ — erwiederte Bernhard mit ernster Stimme, ohne daß er jedoch dabei einen ironischen Zug um den Mund verbergen konnte — „aber sie selbst hegen keineswegs eine ähnliche Meinung über das Verbrecherische einer solchen That. Obgleich Viele unter ihnen aus dieser oder jener Ursache höchst zufrieden mit dem stillen Klosterleben zu sein scheinen, so verlangen sie doch nichts Besseres, als dasselbe gegen die muntern Geschäfte des Haushalts zu vertauschen, die einer würdigen Hausfrau obliegen. Ich fordre Euch auf, Ritter, mir irgend eine Nonne zu nennen, mag sie noch so schön, noch so heilig sein, die es ausschlagen würde, meine Braut zu sein.“ —

— „Wenn ich mich nicht ganz und gar in

meinem Freund Bernhard irre" — bemerkte Albrecht Westphal — „so hält er gewiß, was er verspricht. Um dieß aber zu beweisen, möchte ich gern die Ausführung sehen. Lasset uns daher, edle Ritter, ihm eine Nonne vorschlagen, die in Betreff des Heirathens recht hartnäckig ist. Gelingt ihm dann sein Unternehmen, so behaupte ich, daß jedes Wort, was er von den schwedischen Frauen gesagt hat, so wahr ist, wie die Bibel." —

— „Laßt hören! Ist Niemand da, der ein recht eingefleischte Nonne kennt?" — rief Hans Grönolve, indem er forschende Blicke um sich warf.

— „Im Norden giebt es kein berühmteres Kloster, als das in Wadstein" — antwortete Alf Grenerot. — „Die Enkeltochter der berühmten Birgitta, Ingegerd, ist Aebtissin dort und soll — wie der Ruf verkündet — ihr Kloster durch große Strenge gegen die armen Nonnen und gegen die andern jungen Mädchen, die darin erzogen werden, sehr heilig halten. Eine der Letzteren soll ihrer Härte und tyrannischen Behandlung ganz besonders ausgesetzt sein, weil sie jung, schön und reich ist, die Tochter des mächtigen Erich Kettilsson Wase. Schön Elisif — so heißt das Mädchen — soll

auf Ingegerds Anrathen bald den Schleier nehmen und wirkliche Nonne werden. Zu verhindern, daß Jugend, Schönheit und Reichthum für immer in ein Kloster begraben werden, halte ich für eine ehrenvolle That meines Freundes Bernhard; und gelingt ihm dieß, so verdient er nicht blos unsere Bewunderung, sondern auch unsern Dank." —

Dieser Vorschlag gefiel allen anwesenden Freunden Bernhard's. Einer nach dem andern von ihnen rief, daß Elisif Wase das rechte Weib für Bernhard wäre, um seine Behauptung zu beweisen.

— „Sie ist von hohem Stand und also starrköpfig!" — rief einer.

— „Sie hat durch ihre Mutter das Blut des nordischen Königs Harald Gylle in ihren Adern. Eine so vornehme Jungfrau ist nicht leicht zu gewinnnen" — setzte ein anderer hinzu.

— „Ich nehme den Vorschlag an, so schwer er auch auszuführen scheint, da das Mädchen jung, schön und reich ist!" — sprach Bernhard, leerte seinen vollen Becher und setzte laut hinzu, daß er noch vor dem nächsten Mondwechsel seinen Freunden Elisif als seine Braut vorstellen würde, oder daß sie den Todtentrunk über ihn trinken könnten.

— „Es lebe der tapfere Ritter, der Gefahren trotzt, um sich eine Braut zu suchen!“ — schallte es von den Lippen der Deutschen.

Bernhard wandte sich nun zu Sten und fragte ihn lächelnd, ob er mit der Aufgabe zufrieden sei, die seine Freunde ihm gestellt hätten, um die Wahrheit seiner Behauptung über die schwedischen Frauen zu beweisen.

— „Ich mißbillige entschieden jede Handlung, die auf Gewalt ausgeht“ — erwiederte Sten mit Wärme — „und wäre ich auch nicht, wie gegenwärtig, verpflichtet, die Ehre meiner Landsmänninnen zu vertheidigen, so würde ich es demungeachtet für die Pflicht jedes Ritters halten, einer Uebelthat zuvor zu kommen, die in der ganzen Christenheit für eine der schwärzesten gilt.“ —

— „Es steht Euch frei, Ritter, dieser That jeden beliebigen Namen zu geben“ — versetzte Bernhard achselzuckend — „sowie es Euch auch freisteht, jeden Schritt zu thun, den ein ehrlicher Ritter für passend hält, um mich in der Ausführung meines Unternehmens zu hindern. Ich fürchte keinen Widerstand, denn ich bin meiner Sache gewiß und werde sehr bald Euch und allen übrigen

edeln Rittern beweisen, daß Bernhard noch kein unwahres Wort gesprochen hat.“ —

— „Ich kenne das arme Mädchen nicht, das zum Opfer für die Eitelkeit eines Ritters ausersehen ist“ — antwortete Sten — „aber ich kann nur mit Verdruß ein Unternehmen ansehen, das möglicher Weise gelingen kann und dann unvermeidlich ihr Unglück und die Betrübniß einer ganzen Familie mit sich führen muß.“ —

Ein lautes Gelächter der Deutschen folgte diesen Worten, und Alf Grenerot beeilte sich, hinzuzufügen, daß das Unglück, einen tapferen Ritter zum Mann zu kriegen, für sie nicht so groß sein könne, und was ihre Verwandten anlange, so müßten diese sich durch eine Verbindung mit des Königs eignem Günstling geehrt fühlen. — „Mir kommt dieser Streit vor“ — fuhr Alf fort — „wie eine offne Fehde zwischen zwei Rittern, obwohl sie nicht mit dem Schwert ausgefochten wird, wie es bisher gewöhnlich Brauch gewesen ist. Jedes löbliche Mittel ist den Kämpfenden erlaubt, ihre gegenseitigen Pläne zu vereiteln; da aber der Ausgang der Fehde hier nicht mit dem Tod eines der Kämpfenden endigt, so schlage ich vor, daß

derjenige, welcher besiegt wird, sich mit einem Eid verpflichtet, den andern nicht weiter zu verfolgen. Außerdem muß er, zum Beweis, daß er der Besiegte ist, dem Sieger all' sein Eigenthum abtreten, das Ritterkleid ausziehen und als Mönch in ein Kloster gehen." —

Diese Bedingungen schienen unter den Deutschen allgemeinen Beifall zu finden und Bernhard erklärte sich seinerseits zu ihrer Annahme bereit. Gleichzeitig nahm er seinen rechten Handschuh, den er während der Mahlzeit in den Gürtel gesteckt hatte, und warf ihn Sten über den Tisch zu.

— „Nehmt diese unsinnigen Bedingungen nicht an!" — flüsterte Brun dem letzteren zu. — „Um Gottes willen, nehmt sie nicht an!" —

Sten schwieg einige Augenblicke, ehe er im Stande war, zu antworten, bei sich selbst überlegend, was hier wohl zu thun sein möchte.

— „Ritter Sten scheint nur seinerseits Bedenklichkeiten zu haben" — bemerkte Alf spöttisch.

— „Ja ja, es gehört einiger Muth dazu, sich in einen solchen Kampf einzulassen" — setzte Albrecht Westpfahl hinzu.

— „Muth?“ — rief Sten mit dem bittersten Unwillen im Ausdruck. — „Muth hat mir noch nie gefehlt. Ich nehme die Bedingungen an, wären sie auch zehnmal ärger!“ —

Bei diesen Worten hob er Bernhards Handschuh auf und steckte ihn in seinen eignen Gürtel.

Mehrere Schweden, die um den Tisch herum standen, drängten sich nun näher an Sten, nahmen freundlich seine Hand und riefen: — „Es lebe der Vertheidiger der schwedischen Frauen!“ —

Alf Grenerot versäumte nicht, auch seinem Ritter ein lautes Lebehoch auszubringen, so daß die übrigen Gäste im Saal mit Verwunderung nach dem Ort blickten, an welchem die Streitenden saßen. Neugierig fragte man einander nach der Ursache dieses Lärms; und als dieselbe bekannt geworden war, hörte man auf allen Seiten Aeußerungen für oder gegen Jeden der beiden Kämpfer. Allein plötzlich ertönte die Klingel des Aldermanns und forderte zur Stille auf. Unter Pauken- und Trompetenschall wurde ein Toast auf die Jungfrau Maria ausgebracht und zu deren Andenken ein Lied angestimmt, in welches die ganze Gesellschaft einfiel.

Nach diesem Toast war wieder eine lange Pause, während der sich die Gäste an jedem Tisch durch Scherz und Gespräch zu unterhalten suchten. Endlich wurde ein Toast auf alle Heiligen — nach den Statuten der Gesellschaft der letzte — getrunken. Als dieser vorüber war, standen Alle auf und trennten sich nach einem kurzen Gebet, das vom Aldermann vorgelesen wurde.

* * *

Capitel III.

Ritter Bernhard.

Beim Herausgehen aus dem Gesellschaftshaus ergriff Alf den Arm Bernhards und beide Freunde gingen zusammen eiligen Schritts in die Wohnung des Letzteren. Diese lag dicht am Schlosse oder auf dem Platze, der jetzt von dem sogenannten Indebetouskischen Hause am Schloßhügel eingenommen wird. Wie die meisten Deutschen dieser Zeit hatte er seine Wohnung so nahe als möglich bei dem Schlosse gewählt, sowohl um augenblicklich bei der Hand zu sein, falls der König plötzlich seiner bedürfen sollte, als auch seiner eignen Sicherheit halber, denn die schwedische Bevölkerung der Stadt war gegen die Fremden keineswegs günstig gestimmt, und bei mehr als einer Gelegenheit war diese

Stimmung mit Gewalt ausgebrochen, wenn irgend ein Deutscher unvorsichtig genug gewesen war, seine Wohnung in einem allzu entlegenen Theile der Stadt zu nehmen.

Bernhard bewohnte ein hölzernes Haus ohne allen äußern Schmuck. Es lag in der Mitte eines Gartens, der sich bis an das jetzige Oberstatthalterhaus erstreckte und von einer mehr als sechs Ellen hohen steinernen Mauer umgeben wurde. Im Innern war das Haus mit einer Pracht eingerichtet, die fast ans Unglaubliche streifte. Wohin das Auge sich wandte, erblickte es nur kostbare Zeuge und Tapeten, Silber und Gold. Kein Stuhl war darin, der sich nicht als ein Meisterwerk der Bildschnitzerei zeigte. Der Tisch von Eichenholz, der bei den Mahlzeiten benutzt wurde, war ein Geschenk des Königs Albrecht, und ein wahrhaft Königliches Geschenk, denn seines Gleichen fand sich in keinem Hause, nicht einmal im Königsschlosse selbst. Ueberall an den Wänden hingen die prachtvollsten Waffen, glänzend mit Gold eingelegt, und in einem Zimmer fand sich eine Sammlung von Schwertern aus den meisten bekannten Ländern Europa's.

Ueber diese prächtige Wohnung sprach man

oft in der Stadt, aber Niemand wunderte sich darüber, denn man konnte bei einem Günstling des Königs solchen Luxus erwarten. Bernhard selbst glaubte, daß in der Stellung, in der er sich befand, nichts Uebertriebenes für ihn sein konnte. Auch schonte er das Geld nicht, um in Bezug auf Möbeln, Kleidung und Essen das Kostbarste zu haben; und mehr als einmal hatte ihn seine üppige Lebensweise in Schulden gestürzt, die der König bezahlen mußte. Albrecht, der selbst einen glänzenden und üppigen Hof führte, war zwar stets in Verlegenheit um die Mittel, diese Pracht zu unterhalten; aber seine Schwäche für seinen Günstling war so groß, daß er lieber sich selbst eine Ausgabe versagte, als demjenigen beizustehen unterließ, den er für seinen besten Freund in Schweden hielt.

— „Bringt den Eber und die Sau hierher!“ — rief Bernhard seinen Dienern zu, indem er sich mit Alf an den erwähnten Eichentisch niedersetzte. — „Noch ist der Morgen nicht angebrochen und ich habe Lust, einen Abschiedsbecher mit Dir zu leeren, mein alter Gönner!“ —

Diese letzten Worte richtete er an Alf, den er dabei kräftig auf die Achsel schlug.

— „Getrunken habe ich heute genug" — erwiederte Alf, dem der tüchtige Schlag nicht gefallen hatte.

— „Was redest Du von heute! Wir haben ja nur noch wenige Stunden bis zu dem neuen Tage." —

— „Das mag sein, aber ich habe beim Gesellschaftsgelag zur Genüge getrunken und mag keinen Tropfen mehr trinken, bevor der Abend kommt."

- „Wie Du willst. — — Setzet die Willkommen dort auf den Tisch und entfernt Euch!" — rief Bernhard den Dienern zu, welche die „Sau" und den „Eber" hereinbrachten, zwei vergoldete Silberbecher, die auf die künstlichste Weise gearbeitet waren und auf deren Deckeln sich ein wilder Schweinskopf vom feinsten Gold befand, in den kostbare Steine eingesetzt waren.

— „Wie hoch ist die Zeit?" — fragte Bernhard, als er wieder allein mit Alf war. — „Es scheint mir, als hätten wir noch viel von der Nacht übrig, und ehe es Tag wird, werde ich wohl nichts für meine bevorstehende Liebesfahrt thun können." —

— „Eine schöne Liebesfahrt!" — fiel Alf

mit lautem Lachen ein. — „Eine Reise zu machen, um ein Mädchen aus einem Kloster zu rauben, kann wohl für Dich eine Liebesfahrt heißen, aber denkst Du denn, daß es auch von ihr und von ihren Angehörigen so genannt werden wird?“ —

— „Wer spricht denn hier von ihren oder von ihrer Angehörigen Gedanken über diese Fahrt?“ — entgegnete Bernhard. — „Daß das Mädchen durch den vielleicht allzuschnellen Umzug aus den grabähnlichen Zellen des Klosters in diese gewiß nicht unangenehme Wohnung überrascht werden wird, davon bin ich überzeugt; aber ist sie jung und schön, wie man behauptet, so wird sie sehr zufrieden mit diesem Wechsel sein, und zwar sehr bald, denn der weibliche Charakter behauptet auf die Länge doch seine Rechte.“ —

— „Nun gut. Wenn es nun auch so wäre, wenn sie nun auch einwilligte und sich Deinem Begehren fügte, sie aus dem Kloster zu führen — was ich jedoch bezweifle, denn die Tochter Erich Kettilssons Wase hat in jedem Fall den bekannten Haß ihres Vaters gegen Alles, was ausländisch ist, eingesogen — aber wenn sie sich auch überreden ließ, fürchtest Du denn nicht die Folgen eines sol-

chen Schrittes? Dieser Erich Wase ist ein mächtiger Mann hier zu Lande und" — — —

— „Bin ich denn nicht weit mächtiger als er" — fiel Bernhard hitzig ein.

— „Ich genieße den Schutz des Königs und kann thun, was ich will." —

— „Aber ist es klug, sich diese mächtigen schwedischen Geschlechter zu unversöhnlichen Feinden zu machen?" —

— „Was brauchen wir denn zu fürchten? — Der König, von seinen Deutschen umgeben, ist ihnen zu mächtig. Sie wagen es nicht, sie können uns nicht hindern, zu thun, was uns gefällt. Im Uebrigen ist noch gar nicht entschieden, ob ein Schritt, wie ich ihn jetzt unternehmen will, Erich Wase zu meinem unversöhnlichen Feind machen wird. Daß er mit mir verschwägert wird, ist ja eine Ehre, die ihm und seinem Hause widerfährt; und wenn auch die Art und Weise, mit der ich diese Verbindung herzustellen gedenke, einigermaßen gewaltsam und ziemlich ungewöhnlich ist, so muß dieß meiner heftigen Liebe zu seiner Tochter zugeschrieben werden, und dieß ist ja eine hinreichende Entschuldigung in den Augen der Menge" — — —

— „Aber nicht in Erich Wase's Augen“ — fiel Alf ein.

— „Das mag sein, wie es will“ — fuhr Bernhard fort — „mag er es gut oder schlecht aufnehmen, Elisif Wase muß vor dem nächsten Mondwechsel mein werden, und sollte es dem König Albrecht die Krone Schwedens kosten.“ —

— „Ich bezweifle nicht, daß Du dieses Unternehmen ausführen wirst, so gefährlich es auch scheint“ — versetzte Alf. — „Aber da ich mich für den Urheber desselben halte, so kann ich mir selbst die Bedenklichkeiten nicht verhehlen, die sich bei reiflicherem Nachdenken meinen Gedanken von selbst aufgedrungen haben.“ —

— „Bedenklichkeiten!“ — rief Bernhard. — „Sie sind meine Sache nicht! Wir wollen sie den Alten und ihrem Anhang überlassen. Ich denke für meine Jahre ohnehin genug und will mir mein Gehirn nicht mit solchen Hirngespenstern beschweren, die zu nichts taugen, als den Muth zu schwächen und das Schwert stumpf zu machen. Mein Vorsatz ist gefaßt; er muß ausgeführt werden, und zwar bald, damit der eingebildete schwedische Ritter stumm vor Erstaunen wird. Geld werde ich durch dieses

Unternehmen nicht viel gewinnen, denn Sten Ingvarsson mag sich im Dienst Dänemarks Alles, nur keinen Reichthum, erworben haben; aber es wird mir innig wohlthun, seinen ritterlichen Muth zu zähmen und diesen vermessenen Schweden zu zeigen, daß ein Deutscher Das, was er einmal will, auch ausführen kann. Außerdem erweise ich dem König durch diesen Sieg über Sten einen Dienst, denn ich ahne, daß Sten nicht wohl gesinnt gegen Albrecht ist; und wenn die Fahne des Aufruhrs einst hier im Lande ernsthaft erhoben wird, so ist er sicher nicht der letzte, der diesem Banner folgt. In Folge der Wette, die er angenommen hat, muß er sein Schwert für immer ablegen und die Mönchskutte anziehen, falls er von mir besiegt wird. Es ist also ein Gewinnst für den König, einen Feind los zu werden.“ —

— „Ist es denn so gewiß, daß er seine Wette hält, wenn er sie verlieren sollte? — Für einen jungen Ritter mit Kraft im Arm und mit Muth in der Brust muß es schwer sein, das Ritterkleid mit der Mönchskutte zu vertauschen.“ —

— „So schwer es auch ist“ — entgegnete Bernhard — „so muß es doch geschehen. Er hat

mir sein ritterliches Wort darauf gegeben, und als Ritter muß ich ihn gegen die Beschuldigung, daß er dasselbe brechen könnte, in Schutz nehmen. Glaube mir, in Zeit von einem Monat ist der jugendliche tapfere Ritter Sten Ingvarsson ein demüthiger frommer Mönch, der vielleicht in seinem Innern tief leidet, aber im Aeußern seine Kutte bestimmt mit Würde tragen wird.

Vielleicht ist dieses Opfer auch geringer für ihn, als Du denkst, denn ein armer Ritter ohne Gönner und Verwandte ist in unserer Zeit eine sehr geringe Person. Er hat weit weniger Hoffnung vorwärts zu kommen oder sich nur geziemend zu erhalten, als ein Mönch in seiner Zelle. In den Mauern der Klöster werden weit wichtigere Pläne gesponnen, als man sich außerhalb derselben zu denken wagt. In der Hand des Ritters spricht das Schwert gewiß eine freie deutliche Sprache, den Mönch aber sieht man nicht, man erfährt seine Gegenwart nur durch Handlungen, die er im Dunkeln ausführt. Dieser Ritter Sten ist also nicht zu beklagen, wenn er den Kopf auf dem rechten Fleck hat und alle die Vortheile zu benutzen weiß, die ihm seine neue Stellung geben wird." —

— „Ein starkes Klopfen an die Thür unterbrach das Gespräch und die beiden Freunde sahen einander mit Verwunderung über das Ungewöhnliche eines Besuchs zu so später Nacht an. Beide griffen mechanisch nach ihren Waffen und erhoben sich von ihren Plätzen; aber ehe sie an die Thür gelangten, öffnete sich diese und Bertold Brun trat ein, Albrecht Westpfahl geleitend, der sehr bleich aussah und nur mit Mühe seine Füße nach sich schleppen konnte.

— „Mit Recht werdet Ihr Euch über einen Besuch um diese Zeit wundern" — sagte Brun mit großem Ernst — „mein Besuch würde auch nicht eher erfolgt sein, als bis die Sonne hoch am Himmel gestanden hätte, wenn nicht mein würdiger Amtsbruder hier mich fast mit Gewalt genöthigt hätte, denselben keinen Augenblick zu verschieben. Es freut mich jedoch, Ritter Bernhard, Euch nicht blos außerhalb des Bettes, sondern auch in so guter Gesellschaft, wie der des Bürgermeisters Alf Grenerot, zu finden. Ich brauche mir darum den Vorwurf nicht zu machen, daß ich Euch nach dem lärmenden Vergnügen des gestrigen Tages in der Gesellschaft aus einem süßen Schlaf geweckt habe." —

— „Die Zeit ist allerdings nicht passend für einen Besuch" — entgegnete Bernhard, unangenehm überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen mit Brun, dessen ruhiges Wesen und allgemein anerkannte Bravheit ihm durchaus nicht behagte — „aber der Grund, der Euch dazu veranlaßt hat, muß von Bedeutung sein, denn sonst würde ich den Bürgermeister Brun gewiß nicht in meinem Hause gesehen haben." —

— „Ich bekenne, daß ich gestern noch derselben Meinung war" — gab Brun zur Antwort — „aber besondere Ereignisse machen oft unsere klügsten Berechnungen zu nichte." —

Westpfahl hatte sich unterdessen an den Tisch gesetzt und sein Gesicht in beide Hände verborgen.

— „Um der heiligen Mutter Jesu willen, höre mich, Bernhard!" — rief er mit zitternder Stimme, ohne seine Stellung zu verändern. — „Du weißt von Alters her, daß Niemand sich so ungern in die Angelegenheiten Anderer mischt, wie ich. Um meine Tage in Ruhe zu verleben, bin ich oft — auch gegen meine eigne Ueberzeugung — auf die Vorschläge meiner Freunde eingegangen. Selten oder nie habe ich thun dürfen, wie ich wollte oder

für recht hielt. Mit einem Wort, ich habe stets nach Deiner und Grenerots Pfeife getanzt. Folgt Ihr nun ein einziges Mal meinem Rath! Glaubt mir, ich spreche in Folge einer höheren Eingebung!" —

— „Hast Du ein Gespenst gesehen, armer Westpfahl, oder hat sich Dir vielleicht der Böse im Traum gezeigt?" — fragte Alf lachend.

— „In Folge einer höheren Eingebung!" — rief Bernhard verächtlich. — „Wahrhaftig, das wird ergötzlich zu hören sein, denn so Etwas passirt Dir zum ersten Mal in Deinem Leben auf eigne Hand!" —

— „Spottet nicht, Freunde!" — rief Westpfahl, indem er ängstlich um sich blickte. — „Was ich gesagt habe, ist wahr. Urtheilt selbst darüber! Als das Gesellschaftsgelage vorüber war, wanderte ich nach Hause, um nach dem anstrengenden Vergnügen des Abends auszuruhen. Ihr wißt von Alters her, daß ich, wenn die Nacht anbricht, gern in meinem Bett liege, und daß ich viel Ruhe bedarf, um meine durch Wachen und Anstrengungen in der Jugend geschwächte Gesundheit zu stärken." —

— „Ja, davon giebt Dein abgemagerter Körper einen sichern Beweis" — erwiederte Alf, seinen Mund satirisch über den dicken plumpen Westpfahl verziehend.

— „Nun gut! Ich ging wie gewöhnlich in's Bett" — fuhr dieser mit feierlicher Stimme fort — „aber zu meinem Entsetzen konnte ich kein Auge schließen. Der Schlaf wollte sich nicht einfinden, so sehr ich ihn auch rief." —

— „Herr Gott! Du hast nicht geschlafen und kannst noch leben!" — rief Bernhard lachend. — „Das Ende der Welt ist gekommen!" —

— „Nein, das Ende der Welt nicht, aber Dein eignes Ende, unglücklicher Freund!" — rief Westpfahl und schüttelte bedenklich den Kopf. — „Während ich so dalag und mich von einer Seite des Bettes auf die andere wälzte, sah ich deutlich durch das Fenster, obgleich die schwärzeste Finsterniß rings um mich herrschte, wie Du, Bernhard, von einer häßlichen kleinen Gestalt mit großen Bockshörnern auf dem Kopf an den Haaren fortgeschleppt wurdest und wie Du Dich gleich einer Schlange wandest, ohne daß Du Dich aus ihren Klauen reißen konntest. Es war etwas Entsetzliches, Dein

Jammern und Dein Hülferufen zu hören. — „„Wenn der Hahn kräht, bevor der Tag graut““ — glaubte ich Dich rufen zu hören — „„so bin ich ohne Rettung verloren. Dann fahre ich geraden Weges zur Hölle!““ — Uud kaum war ein Athemzug vorüber — o weh! — so begann wirklich in der Nachbarschaft ein Hahn zu krähen, obgleich es noch mitten in der Nacht war.“ —

Bernhard und Alf brachen bei dieser Erzählung in ein solches Gelächter aus, daß sie nicht reden konnten. Brun benutzte diese Gelegenheit, um das Wort zu nehmen.

— „Mag man diese Erscheinung beurtheilen, wie man will“ — sagte er — „Albrecht Westpfahl war im höchsten Grade unruhig um seinen Freund, als er mitten in der Nacht sein Haus verließ, um ihn zur rechten Zeit zu warnen und das Böse zu verhüten, das ihm bevorstand. Er und ich wohnen in einer und derselben Straße; es war daher kein Wunder, daß er mich zuerst aufsuchte und meine Begleitung zu seiner nächtlichen Wanderung erbat; denn die Straßen Stockholms sind keineswegs sicher, besonders zu dieser Zeit. Er war zu sehr erschüttert von der Erscheinung, die er

gehabt zu haben glaubte, um sich von mir überreden zu lassen, die Ankunft des Morgens zu erwarten, so sehr ich ihm auch das Unnütze seiner Eile zu beweisen suchte. Da sein Vorsatz durch nichts zu erschüttern war, so hielt ich für meine Pflicht, ihm den Beistand nicht zu entziehen, den ich ihm auf seinem Weg hierher etwa leisten konnte. Seht, das ist die Ursache meines Besuchs in Euerm Hause, Herr Ritter!" —

— „Westpfahl's Erscheinung ist in meinen Augen eben so lächerlich, als seine Freundschaft gegen mich meine Dankbarkeit verdient" — antwortete Bernhard mit erheucheltem Ernst — „und wenn ich nächst dieser uneigennützigen Zuneigung, für einen Freund Schlaf und Ruhe als die kostbarsten Güter dieses Lebens aufzuopfern, irgend etwas bewundre, so ist es unzweifelhaft das menschenfreundliche Gefühl, das Euch, Herr Bürgermeister, bewog, ihn auf einer Wanderung zu begleiten, die Euch in so unruhigen Zeiten, wie die unseren sind, sehr ernsten Gefahren aussetzte, besonders da diese Wanderung zum Besten einer Person unternommen wurde, die — wie das allgemeine Gerücht sagt — nicht in Eurer Gunst steht." —

— „Was meine eignen Gedanken betrifft, das gehört nicht hierher“ — erwiederte Brun. — „Ich habe Euch schon gesagt, daß ich noch gestern Abend weit entfernt von dem Gedanken war, jemals Eure Schwelle zu betreten. Ich wiederhole Euch jetzt, daß mich nichts dazu vermocht haben würde, wenn mich nicht Westpfahl durch seine Bitten fast gezwungen hätte, ihn zu begleiten. Da jedoch meine Absicht, ihn glücklich hier angelangt zu sehen, erreicht ist, so gestattet mir, dieses Haus nunmehr zu verlassen und in meine eigne Wohnung zurückzukehren.“ —

— „Nein, nein!“ — rief Westpfahl — „Du darfst mich nicht verlassen, bevor Du Deine Bitten mit den meinigen vereint hast, um Bernhard zu bewegen, nur ein einziges Mal in seinem Leben auf meine Worte zu hören!“ —

— „Aber was willst Du denn? — Was ist denn der Zweck aller Deiner Narrheiten und Erscheinungen?“ — fragte Bernhard und Alf fast zu gleicher Zeit.

— „Verstehst Du denn nicht, was diese Erscheinung zu bedeuten hat?“ — erwiederte Westpfahl und ergriff Bernhard heftig beim Arm. —

„War es nicht eine Warnung von unsichtbaren Mächten, dieser unnatürliche Kampf zwischen Dir und dem Bösen selbst? — Oder glaubst Du vielleicht, der Hahn werde mitten in der Nacht krähen, wenn es nicht geschehen wäre, um Dich aus Deiner unglückseligen Betäubung der Sicherheit zu wecken? — Noch nie haben die Geister so deutlich zu uns Menschen gesprochen; und wehe uns, wenn wir sie nicht verstehen wollen!" —

— „Ich bekenne, daß ich über die Absicht dieser guten Geister in Bezug auf ihre Warnung vollkommen im Dunkeln tappe" — sagte Alf ironisch — „und wenn mich mein Freund Westpfahl darüber aufklären will, so erzeigt er mir eine Wohlthat, die vielleicht gleichzeitig sein aufgeregtes Gemüth erleichtern wird." —

— „Wenn diese Aeußerung aufrichtig von Dir gemeint ist" — erwiederte Westpfahl — „so danke Gott für Deine Erweckung." —

— „Aufrichtig gestanden, ich weiß nicht, worin die von Dir so sehr hervorgehobene Erweckung besteht" — fuhr Alf fort. — „Ich begreife ja nicht einmal die Absicht Deiner Geistererscheinung." —

— „Mir fängt diese Absicht ganz klar und deutlich zu werden an" — fiel Bernhard ein.

— „Wirklich?" — rief Alf verwundert.

— „Großer Gott, ich danke Dir! Er kann noch gerettet werden!" — sprach Westpfahl andächtig, indem er seine Hände wie zum Gebet faltete.

— „Das Dunkel, das auf meinen Augen lag, verschwindet allmählig wie ein Nebel" — fuhr Bernhard fort, indem er sich die Augen rieb.

— „Das Dunkel verschwindet vor seinen Blicken!" — rief Westpfahl außer sich vor Freude. — „Er ist gerettet! Er ist gerettet!" —

— „Ja, das Dunkel verschwindet in Wahrheit, der Morgen graut!" — sprach Alf, indem er durch das Fenster blickte.

— „Ich sehe" — — —

— „Nun, was siehst Du denn?" —

— „Sprich! Sage, was Du siehst!" —

— „Ich sehe" — fuhr Bernhard fort — „einen Bürgermeister in Stockholm, Namens Albrecht Westpfahl, der ein braver Mann ist, aber nie seinen eignen Weg gehen kann, sondern stets Andern folgt; — ich sehe ihn stets erschrocken und zitternd vor seinem eignen Schatten sich zu einem

Gaukelspiel hergeben, das um so lächerlicher ist, als es unternommen wird, um einer Person zu dienen, die er kaum mehr als dem Namen nach kennt.“ —

— „Was soll das heißen?“ — rief Alf, der nun seinerseits ernsthaft zu werden begann.

— „Was meint Ihr, Herr Ritter?“ — fragte Brun, verwundert über den bestimmten Ton in seinen Worten.

— „Ich verstehe in Wahrheit nicht“ — — — begann Westpfahl.

— „Du sollst es bald verstehen!“ — fiel ihm Bernhard heftig in's Wort.

— „Der tapfre, der stolze, der unüberwindliche schwedische Ritter Sten Ingvarsson, und sein Freund, der weltkluge, ruhige, feine Bürgermeister Bertold Brun, wußten wohl, mit wem sie zu thun hatten, als sie sich in einer so kitzlichen Sache an Dich wandten, Du durch Aberglauben und Gespensterfurcht in ein Weib verwandelter Mann! Sie wußten wohl, daß sie Dich durch eingebildete Erscheinungen zu Allem vermögen könnten, und ließen deshalb den Hahn zu einer Zeit krähen, in der sich sonst nie einer hören läßt. Der Plan ist gut, aber glücklicher Weise wurde er bei Zeiten durchschaut.

Weißt Du, Alf" — fuhr er fort, indem er seine Rede an diesen richtete — „warum diese ganze, schöne Spukgeschichte gemacht worden ist?" —

Alf antwortete nicht, und seine Blick drückten Ungewißheit und Staunen aus.

— „Ritter Sten hat seine übereilte Wette bereut" — sprach Bernhard weiter — „aber er ist zu stolz, um seinen Irrthum zu bekennen und mich zu bitten, von der Wette abzustehen. Er hat sich deshalb an seinen an Auswegen stets reichen Freund gewandt und diesen gebeten, ein Netz zu lösen, in das er sich unverständig genug hat wickeln lassen. Und der Bürgermeister Brun, der seine Leute sehr wohl kennt, konnte diesen bedenklichen Auftrag nicht besser ausführen, als dadurch, daß er Albrecht Westpfahl dafür interessirte. Welche Mittel er benutzte, um auf diesen zu wirken, ohne daß er selbst, der Herr Bürgermeister, sichtbar wurde, ist uns durch Das bekannt, was wir so eben erfahren haben. St. Göran sei indeß geprie-sen, daß ich mich nicht durch Geister und Gespen-ster narren ließ!" —

Diese Worte machten einen sehr verschiedenen Eindruck auf die drei Zuhörer. Alf sperrte seine

Augen so weit auf, daß sie aus dem Kopf fallen zu wollen schienen; dabei leuchtete eine Schadenfreude aus ihnen, die seinem ganzen Gesicht den unverkennbaren Ausdruck von Bosheit gab. Die Falten auf der Stirn und unter den Augen erschienen tiefer, und über das ganze Gesicht lag ein Dunkel verbreitet, welches das Feuer aus seinen Augen um so glänzender machte. Sein eigentlicher Charakter trat mit einem Mal hervor und zeigte ein Gemüth, das sein Glück blos in dem Schaden und Unheil Anderer fand.

Westpfahl dagegen schien durch Das, was er hörte, überrascht zu sein. Er hielt zwar den Glauben an seine Geistererscheinung noch fest und konnte die Furcht, die ihn ergriffen hatte, nicht los werden; aber er hegte auch noch immer die Hoffnung, daß er Bernhard überreden könnte, seiner Warnung Gehör zu geben und eine Wette rückgängig zu machen, die nach seiner Ueberzeugung nur den Untergang Bernhards herbeiführen konnte. Die Antwort, die er von Bernhard erhielt, konnte ihm zwar nicht viel Veranlassung zur Erfüllung dieser Hoffnung geben; allein er tröstete sich damit, daß Bernhard's Aeußerung mehr darauf

ausgehe, Brun zu ärgern und zu verletzen, mit dem er schon seit langer Zeit nicht auf freundschaftlichem Fuße stand, als seine Warnung zu verwerfen. Die Verwunderung, die sich anfangs in seinem Aussehn zeigte, ging daher allmählig in ein schalkhaftes Lächeln über, welches ausdrücken sollte, daß er Bernhards Absicht vollkommen begriffe. Er suchte dies noch deutlicher durch ein plötzliches Zusammenziehen der Lippen auszudrückea und nickte Alf einige Male zu, als wenn er ihm sagen wollte, daß er nun die Meinung Bernhards genau verstanden habe.

Bei Brun dagegen brachte diese Beschuldigung eine plötzliche Veränderung hervor. Die Ruhe, welche sein Gesicht stets charakterisirte, braus'te in einem einzigen Angenblick in dem heftigsten Zorn empor. Seine Wangen wurden purpurroth und die Haare auf seinem Haupt sträubten sich fast; — es war der Ausdruck eines gerechten Verdrusses über eine ungerechte Beschuldigung. Aber zu sehr daran gewöhnt, seine Leidenschaften zu beherrschen, ließ er ihnen auch jetzt nicht freien Spielraum; und bevor er ein Wort der Antwort sprach, hatte er sein aufgeregtes Gemüth beruhigt und den Ver-

druß unterdrückt, der ihn erfüllte. Seine Wangen erhielten ihre gewöhnliche Farbe wieder, und der frühere Ausdruck der Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit trat wieder auf sein Gesicht.

Während der innern Kämpfe, die unter den drei Zuhöreru vorgingen, herrschte eine tiefe Stille im Zimmer. Brun war der erste, der dieselbe unterbrach, indem er zu Bernhard sagte:

— „Es betrübt mich, Herr Ritter, daß Ihr eine so schlechte Meinung von einem tapfern schwedischen Ritter hegt, als ob er sich feig von einer Wette zurückziehen wollte, die er einmal eingegangen hat. Glaubt noch weniger, daß ich, so sehr ich auch sein Freund bin und so sehr ich auch diese unglückselige Wette mißbillige und beklage, meine Hand dazu bieten könnte, durch Schrecken auf Euch einwirken zu wollen, Ritter Bernhard. Ich habe in dieser Angelegenheit nichts weiter gethan, als daß ich Albrecht Westpfahl hierher begleitet habe; und er selbst kann die Wahrheit meiner Worte am besten bestätigen.“ —

— „Aber gleichwohl muß man zugeben“ — wandte Bernhard ein — „daß es ein eigenthümliches Zusammentreffen war, daß es gerade

der vorsichtige Bürgermeister Brun sein mußte, der meinen leicht zu erschreckenden Freund Westpfahl hierher begleitete. Daß Euch eine Wette, wie die zwischen mir und Ritter Sten eingegangene, nicht gefällt, davon bin ich fest überzeugt und wundre mich noch weniger über Euern Kummer in dieser Beziehung. Denn mein Ruf ist ziemlich bekannt hier zu Lande und man weiß zur Genüge, daß ich Das, was ich zu thun verspreche, auch wirklich zur Ausführung bringe. Noch nie habe ich die Hoffnungen meiner Freunde getäuscht, daß ich Das ausführe, was ich für ausführbar erklärt habe!" —

Die letzten Worte sprach er mit starker Betonung und legte seine Hand dazu auf Brun's Schulter.

— „Aber glaube mir, dießmal kommst Du zu kurz" — versetzte Westpfahl — „Die Geisterwelt billigt Deine Wette nicht. Gedenke meiner Warnung! Du bist für immer verloren, wenn Du diese Wette nicht rückgängig machst. Das sah ich heute Nacht; und, bei Gott, ich bin" — —

— „Bei Gott, Du bist ein Narr!" — fiel Bernhard ein. — „Und für einen eben so großen Narren würde ich mich selbst halten, wenn ich

Deinen Narrheiten Glauben beimessen wollte. Also nun kein Wort weiter über diese Angelegenheit, wenn Du meine Freundschaft behalten willst." —

Westpfahl schüttelte bedenklich den Kopf über diese Antwort, allein er wagte keine neue Einwendung zu machen, denn er wußte von Alters her, daß Bernhard auf seine Ansichten nicht zu hören pflege. Er wandte sich deshalb an Alf und versuchte diesen heimlich zu bestimmen, auf Bernhard einzuwirken. Aber auch hier traf er auf Unwillen und Widerstand. Alf zuckte verächtlich die Achseln und drehte ihm den Rücken zu.

— „Ich wasche meine Hände in Unschuld" — sprach nun Westpfahl vor sich hin und setzte sich still in eine dunkle Ecke des Zimmers, um sich ruhig mit seinen eignen Gedanken zu beschäftigen, ohne nur den geringsten weiteren Antheil an dem zu nehmen, was um ihn her vorging.

— „Ich achte die Ansicht, die Jemand von sich selbst hat" — erwiederte Brun — „und will keineswegs bestreiten, daß der Ritter Bernhard als ein tapferer Mann bekannt ist, der manche Großthat ausführen kann. Aber ich befürchte deshalb noch nichts für den schwedischen Ritter, denn er

ist ebenfalls tapfer. Der Kampf wird schon ausgemacht werden. Es ist nicht die Gefahr für die Kämpfer, welche mich bekümmert; es ist das Gottlose in der Veranlassung zum Kampf selbst, was mich unruhig wegen des Ausgangs macht. Die Mauern des Klosters sind heilig. Wehe dem, der sich mit einem Klosterraub befleckt! Sten Ingvarsson wird schon Alles thun, was in seinen Kräften steht, um diese Gewaltthat zu hindern; aber wenn es ihm nicht gelingt" — — —

— „So geht er in's Kloster und wir haben einen Mönch mehr in Schweden" — fiel Bernhard ein. — „Damit vollbringe ich ja wieder ein gottgefälliges Werk. Wenn ich dem Klosterleben ein Weib raube, so gebe ich ihm dafür einen Mann zurück. Also die Kirche leidet dadurch keinen Schaden." —

— „Die Sache bleibt in jedem Fall gleich verbrecherisch" — fuhr Brun fort.

— „Das Verbrechen nehme ich auf mich, wenn es Gewissensqualen sind, die meinen werthen Gegner bereits belästigen" — äußerte Bernhard.

— „Sten Ingvarsson kämpft wenigstens für das, was edel ist" — entgegnete Brun. — „Sein

Bestreben ist darauf gerichtet, ein Verbrechen zu verhindern, und mit Gottes Beistand wird ihm dieß auch gelingen. Ich wünsche keinem Menschen Unglück, aber ich bekenne offen, bei diesem Kampf bitte ich den Himmel, daß er Stens Schwert mit Erfolg segnen möge." —

— „Ich danke Euch für diese Aufrichtigkeit" — versetzte Bernhard. — „Eure guten Wünsche kommen mir wahrhaftig nicht unerwartet, es würde mich im Gegentheil überrascht haben, wenn ich das Gegentheil von Euch gehört hätte. Allein das hindert ja doch nicht, daß Ihr mit einer gewissen Bangigkeit diesem Kampf entgegen seht, der möglicher Weise so enden kann, daß Eure warmen Gebete für den schwedischen Helden nicht erhört werden. Es ist also reine Menschenliebe, wenn Ihr jetzt diesem Uebel durch geschickt ausgelegte Schlingen vorzubauen sucht, in denen ich durch erschreckliche Geschichten von Teufeln mit Bockshörnern und durch Drohungen mit der Hölle und dergleichen gefangen werden sollte. Könnte ich durch diese schrecklichen Schilderungen vermocht werden, meinen Gegner um Aufhebung der Wette zu bitten, so träfe ja die Schande mich, nicht ihn;

und das wäre ein Freundschaftsdienst, der Euerm Herzen Ehre machte.“ —

— „Ihr begeht eine Ungerechtigkeit gegen mich, Ritter“ — versetzte Brun — „wenn Ihr mich nochmals beschuldigt, Theil an Westpfahls Geistererscheinungen zu haben. Ich würde wünschen, daß Ihr seinem Rath folgtet und freiwillig von Euerm Unternehmen abständet; aber so sehr ich dieß auch wünsche, so habe ich doch — so wahr ich lebe! — auch nicht einen Schritt gethan, um Euch dazu zu vermögen. Was Ihr auch von mir glauben möget, was Ihr auch von meinen Gesinnungen gegen Euch haltet, bleibt wenigstens bei der Ueberzeugung, daß ein ehrlicher Mann sich nicht dazu hergiebt, seine Nebenmenschen zu betrügen.“ —

Bernhard schwieg, weil er sah, daß er keine neue Einwendung dagegen machen konnte, wenn er nicht dasselbe wiederholen wollte, was er schon vorher gesagt hatte. Außerdem fingen Brun's unerschütterliche Ruhe und Charakterfestigkeit an, ihn zu belästigen. Er blickte darum Alf an, als wollte er ihn auffordern, ihn zu unterstützen.

Alf merkte, wie die Sachen standen, und nahm von der aufgehenden Sonne Veranlassung, die An-

wesenden an die Nothwendigkeit zu erinnern, bald zur Ruhe zu gehen, da man nach den Begebenheiten dieser Nacht Ruhe bedürfe. Brun schien geneigt, diese Gelegenheit zu ergreifen, um sich zu entfernen; allein Westpfahl erklärte, daß er nicht schlafen könne und darum lieber bleibe, wo er sei.

— „In diesem Falle bist Du willkommen; bleibe hier!“ — versetzte Bernhard. — „Aber Du wirst mich entschuldigen, daß ich Dir nicht Gesellschaft leisten kann.“ —

Sobald sich Brun entfernt hatte, flüsterte Bernhard seinem Freund Alf zu: — „Ich eile zum König, um ihn von Dem, was vorgefallen ist, zu benachrichtigen und für den Nothfall um seinen Schutz nachzusuchen.“ —

Einige Augenblicke später war Niemand mehr im Zimmer, als Albrecht Westpfahl, der ermüdet von körperlicher und geistiger Anstrengung ruhig auf einem Sopha einschlief und von Geistern und Teufeln träumend, seine Anwesenheit bis weit in den Tag hinein durch ein so lautes Schnarchen verkündete, daß man es durch das ganze Haus hörte.

* * *

Kapitel IV.

Der Weihnachtsabend.

Auf der Grenze zwischen den Bezirken Nyköping und Lieköping, in dem dichtesten Theil des Kalmardwaldes, nicht weit von der Stelle, an welcher jetzt der Krokeksche Gasthof steht, lag früher ein Gehöft, von einem vermögenden und geachteten Bauer und dessen Familie bewohnt. Außer dem Wohnhaus selbst, das von geräumigem und heiterem Ansehn war, bestand das Gehöft aus mehreren Nebengebäuden, die sämmtlich wohl erhalten waren und von dem Ordnungssinn, wie von dem Wohlstand des Besitzers zeugten. Zwei Birken standen an dem Gatterthor einer Art von Hof, der von dem Wohngebäude selbst und den Ställen gebildet wurde, zwischen denen man eine niedrige Mauer von losen Steinen aufgeführt hatte. Außerhalb dieser Mauer

sah man einige gut angebaute Felder, hinter diesen erhob sich aber der düstere Föhrenwald wieder, der diese einsame Wohnung von dem übrigen Theil der Erde gleichsam abschloß. Ein schmaler Fußpfad schlängelte sich durch den dichten Wald, aber er war für ein fremdes Auge kaum bemerkbar, besonders gegenwärtig, wo dicker Schnee die ganze Flur bedeckte und jede Spur unkenntlich machte.

Es war Weihnachtsabend.

Dieses Fest wird in Schweden, und besonders auf dem Lande, mit großer Pracht und vielen Ceremonien gefeiert. Es ist ein Fest in der vollen Bedeutung des Wortes, ausgezeichnet durch seine festliche, wie durch seine freudige Natur. Der Gedanke, daß es an diesem Abend Niemand, auch nicht den ärmsten Elenden giebt, der nicht wenigstens Brot, Licht und Wärme hat — daß kein Geiziger so geizig ist, der nicht wenigstens an diesem Abend ein Scherflein von sich giebt — daß selbst der Bettler sich von den Almosen, die er gesammelt hat, eine Festlichkeit bereitet — dieser Gedanke verbreitet überall Glück und erheitert auch das düsterste Gemüth. Man hat Weihnachten das Fest der Kinder genannt; wir wagen zu behaupten, daß es das Fest der Men=

schenliebe genannt werden müsse. In der ganzen christlichen Welt wird es, wenn auch auf verschiedene Weise, begangen; aber überall ist Wohlthätigkeit und Theilnahme für die Armen der Charakter des Fest's.

Aber nicht in den Städten, nein, nur auf dem Lande kann man richtig sehen, was Weihnachten eigentlich ist. Da ist das Haus für Niemand verschlossen; über jeder Thür glaubt man lesen zu können: — „Nimm und iß und freue Dich mit uns!" — Schon lange vorher hat der Hausvater das Holz zum Weihnachtsfeuer gesammelt — und die Hausmutter ihrerseits ist nicht müssig gewesen, zu scheuern, zu brauen und zu backen. Wenn dann endlich der längstereshnte Weihnachtsabend kommt, wie schön ist da Alles geschmückt! Die Hausleute kleiden sich in ihre besten Anzüge, und wo dies einmal nicht angeht, werden die Kleider wenigstens im Hause aufgehangen, gleichsam um zu zeigen, daß sie zum Fest gehören. Auch das Vieh empfängt an diesem Abend eine außerordentliche Verpflegung, und sogar der Kettenhund wird losgebunden, denn es wäre ja unrecht, ihn an der Kette hängen zu lassen, während die Leute im Hause

Ueberfluß haben. An vielen Orten Schwedens ist der Glaube an Kobolde noch ziemlich allgemein im Volk verbreitet; auch diese Kobolde dürfen dann nicht vergessen werden. Für sie wird auf die Scheuntenne Grützmus und anderes Essen, nicht selten auch ein Anzug hingelegt. Der letzterwähnte Gebrauch mag zwar tadelnswerth sein, weil er sich auf Aberglauben gründet, aber er bildet doch einen Theil des Festes und kann deshalb nicht davon getrennt werden.

Alles, was während der Weihnachtszeit geschieht, wird für bedeutungsvoll gehalten; auch der unbedeutendste Vorfall wird genau betrachtet, und wenn es möglich ist, irgend eine angenehme Schlußfolgerung daraus zu ziehen, so thut man es gern, denn das Gemüth ist schon in voraus zur Heiterkeit gestimmt. So z. B. glaubt man, wenn der Säemann, indem er zu säen beginnt, Weihnachtsbrot ißt, so wird die Ernte zeitig und reichlich. Selbst die Gräber — behauptet man — öffnen sich während der Weihnachtszeit für die Todten, die ihre lebenden Lieben besuchen und, obwohl unsichtbar, sich über deren Freude freuen.

In dem eben erwähnten Gehöft im Kalmard=

wald wurde der Weihnachtsabend gefeiert. Das Wohngebäude, das aus einer einzigen Stube bestand, war aufgeputzt an Decke, Fußboden und Wänden. An der Decke war ein ausgespanntes weißes Tuch festgenagelt und die Wände waren mit großen Papiermalereien und glänzenden Webereien bedeckt, welche Scenen aus der Jugendgeschichte des Erlösers, wie z. B. die Krippe mit dem Jesuskind, die Erscheinung der Engel vor den Hirten, die Anbetung der drei Weisen vor der Wiege des Jesuskindes u. s. w. darstellten.

Diese Malereien zeichneten sich durch Alles, nur nicht durch künstlerisches Talent aus und waren ganz besonders merkwürdig wegen einer Masse von Figuren und wegen ihres Ueberflusses an Farben. Das Jesuskind in der Wiege hatte feuerrothe Bausbacken, und die Engel zeigten ihre überirdische Natur durch nichts, als durch entsetzlich große Flügel. Auf einem dieser Gemälde hatte sich der Maler auch durch eine Menge Sentenzen aus der Bibel und aus andern heiligen Büchern, die mit großen vergoldeten Buchstaben prangten, unsterblich gemacht.

Der Fußboden war mit langem Roggenstroh

bedeckt, das dicht an einander gelegt und so geebnet war, daß es einer Strohmatte glich. An den Wänden standen Bänke, unter denen klein gespaltenes, wohlbehauenes Brennholz aufgeschichtet war. Im Kamin brannte ein prächtiges Feuer, das seinen bleichen Schein über das ganze Zimmer warf und auf den an einer Wand aufgestellten und blankgescheuerten Zinn- und Kupfergefäßen wiederglänzte. Auf dem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch brannte ein großes Weihnachtslicht, d. h. ein Tannenbaum mit einer Menge von kleinen Lichtern besteckt. Der Tisch war mit einem weißen Tuch bedeckt, auf welchem der Weihnachtskäse stand, von großen und kleinen Kuchen umgeben, darunter auch das sogenannte Weihnachtsschwein, oder eine Art von Laibbrod, das auf einer Reihe von andern Broten oben auf lag. Daneben rauchte ein Laugenfisch in zerlassener Butter, und weiter davon stand Grütze und Milch. Dazu kamen zwei große Kannen mit neugebrautem Bier, das die Hausfrau selbst gebraut hatte und auf dessen Güte sie nicht wenig stolz war. Ueber den Tisch hing eine Strohkrone von der Decke herab, in welche man rothe, grüne und blaue Bänder geflochten hatte.

Um diesen überfüllten Tisch saßen der alte Bauer Lars und dessen Hausfrau Brita, ihre Tochter Lena und ihr Sohn Olof, ferner die alte Mutter Stina, die achtzigjährige Mutter des Hausvaters, und endlich alle Knechte und Mägde des Hauses, die zu Weihnachten stets die Freude der Herrschaft theilen mußten und jetzt mit ihren besten Kleidern angethan waren.

— „Ehre sei Gott, daß er uns Alle wieder einen Weihnachtsabend hat erleben lassen!“ — sprach Lars andächtig, nachdem er sich an den Tisch gesetzt und angefangen hatte, von den aufgesetzten Speisen vorzulegen.

— „Amen! — setzte die alte Stina hinzu, indem sie die Hände zum Gebet zusammenfaltete.

— „Ja, wenn Jemand hier auf der Erde Ursache hat, Gott für Leben und Gesundheit zu danken, so sind wir es“ — sagte Brita. — Alles ist uns gut von statten gegangen, Menschen und Thiere sind gesund gewesen, eine reichliche Ernte haben wir auch gehabt. Was können wir wohl mehr wünschen?“ —

— „Du hast recht, Brita“ — erwiederte Lars — „wir haben sehr viel Ursache, der Vor-

sehung dankbar für alles Gute zu sein, was wir genossen haben, besonders da wir vielleicht die Einzigen hier im Lande sind, die in diesen unruhigen Zeiten in Ruhe gelebt haben.“ —

— „Erzähle uns doch, lieber Vater, was es für eine Bewandtniß mit allen den wunderlichen Geschichten hat, die man von den deutschen Voigten und den Bedrückungen ihrer Soldaten erzählen hört“ — bemerkte Olof, ein sechzehnjähriger Knabe mit blauen Augen und goldgelbem Haar. — „Wir leben hier im Walde so entfernt von allen andern Menschen, daß wir nichts davon erfahren, was sich in den übrigen Theilen des Landes zuträgt.“ —

— „Danke Du Gott dafür, mein Sohn!“ — erwiederte Lars. — „Ich möchte wünschen, daß der Wald noch dichter wäre, als er ist, so daß gar keine Gemeinschaft zwischen uns und der übrigen Welt stattfände. Blos diese ferne Abgeschiedenheit im tiefsten Walde ist es, die uns bisher frei von den Gewaltthätigkeiten erhalten hat, welche in den bewohnteren Theilen des Landes tagtäglich an unsern Landsleuten begangen werden. Für den Bauer herrscht dort keine Sicherheit des Lebens und des Eigenthums. Unser König, wenn er auch

König ist, vermag das Böse nicht zu unterdrücken; es nimmt mit jedem Tage zu, und bald genug werden aus den Voigten des Königs lauter kleine Könige werden Anders war es" — — —

— „In meiner Kindheit, willst Du sagen" — fiel ihm die alte Mutter ins Wort. — „Damals war es anders hier im Lande! Da wurden die Schweden von einem schwedischen Manne regiert, der hinreichende Kraft im Arm und Muth genug in der Brust hatte, um jede Eigenmacht zu unterdrücken und das Land von fremden Abentheurern zu reinigen." —

— „Die Mutter spricht immer, es wäre in ihrer Kindheit besser gewesen" — sagte Brita freundlich zu der Alten — „aber wir können ja nicht über die Fremden klagen und haben also Ursache, mit unsern Verhältnissen zufrieden zu sein." —

— „Die Zeit kann wohl kommen, liebes Kind" — erwiederte Stina, indem sie mit dem Kopf schüttelte — „daß wir auch Ursache zu klagen haben." —

Hier wurde das Gespräch durch Hundegebell unterbrochen, das sich in einiger Entfernung vom Hause hören ließ.

— „Was war das?“ — fragte Brita erschrocken.

— „Es ist Björns Stimme“ — antwortete Lena.

— „Er scheint in ziemlicher Entfernung zu bellen“ — bemerkte Brita.

— „Es ist vermuthlich ein Wolf oder ein anderes wildes Thier in der Gegend, und Björn vertreibt es“ — sagte Lars. — „Olof, geh einmal hinaus in den Hof und sieh, ob Du unterscheiden kannst, wo Björn bellt. Du bist jung und hast bessere Augen, als ich, sonst würde ich selbst gehen und zusehen, wie es steht. Dann komm zurück und beruhige Deine Mutter und Deine Großmutter über Das, was Du gesehen hast.“ —

Olof that, wie ihm geheißen war, und verließ die Stube, ohne ein Wort zu sagen.

— „Schlimm ist das Wetter heute Abend, so daß ich mich nicht wundre, wenn ein Raubthier Schutz bei den Wohnungen der Menschen sucht“ — fuhr Lars fort. — „Aber wenn ich meinen treuen Björn recht kenne, so läßt er sich gewiß keines ungestraft nahe auf den Leib kommen. Ich erinnere mich noch, als vor drei Jahren ein tüchti-

ger Bär hierher auf den Hof kam und uns begrüßte, wie tapfer er sich gegen den fremden Gast benahm, der wenigstens dreimal größer war, als er. Dieser Heldensieg über einen Bären war es auch, der ihm den Namen verschaffte, den er jetzt trägt."*) —

— „Gott gebe, daß meinem guten Björn nichts Böses zustößt" — versetzte hier Lena.

Olof kam zurück und hatte nichts gesehen.

— „Die Finsterniß ist auch so dicht" — sagte er — „und der Schnee fällt in großen Flocken, vermehrt die Dunkelheit und macht es ganz unmöglich, weiter als eines Mannes Länge zu sehen. Ich habe Björn vergebens gepfiffen; er läßt nichts von sich sehen und hören." —

— „Vermuthlich hat er ein Raubthier in den Wald hinein verfolgt und kann also nicht so bald zurück sein" — wandte Lars ein. — „Wir wollen uns dadurch nicht stören lassen, sondern mit dem vorlieb nehmen, was uns die gute Mutter zur Weihnachtsfreude bereitet hat. Hier ist Fisch und Grütze mit Allem, was dazu gehört. Wie steht es mit dem Appetit, liebe Mutter?" —

*) Björn heißt im Schwedischen der Bär.

Stina, an welche diese Frage gerichtet wurde, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte:

— „In meinen Jahren hat man selten Hunger; aber zu Weihnachten soll man demungeachtet essen, man versündigt sich ja sonst gegen die vielen Gaben des gütigen Gottes. Wißt Ihr wohl, Kinder, daß es Glück bringt, wenn man am Weihnachtsabend tüchtig ißt? — Das kann ich durch das beweisen, was mit dem alten Per Mansson geschah. Er war immer ein guter Haushalter und arbeitete früh und spät fleißig für sein Hauswesen. Aber er mochte thun, was er wollte; reich wurde er nicht. Es war, als ob ein böser Geist gegen seinen Wohlstand arbeitete, und ehe ein Jahr vorüber war, hatte er stets einen Verlust, der all' seine Mühe im Laufe des Jahres wieder zu nichte machte. Er fing auch an, durch alle diese Unglücksfälle muthlos zu werden; da rieth ihm Jemand, die weise Frau in Karstorp um Rath zu fragen, vielleicht könne diese ihm die Ursache seines Unglücks angeben." —

— „Das ist ja die Frau, bei welcher die Mutter in ihrer Jugend diente und von der die Mutter die Kunst lernte, voraus zu sehen und vor-

aus zu sagen, was geschehen wird" — wandte Brita ein.

— „Ja, das ist sie" — fuhr die Alte fort. — „Sie war eine kluge und verständige Frau, die sehr viel dachte und ganze Stunden grübelnd und sinnend dasitzen konnte. Zu ihr kam er eines schönen Tages, erzählte ihr all' seinen Kummer und bat um ihren Rath, wie er sich verhalten solle, um nicht fortwährend von Widerwärtigkeiten betroffen zu werden. Ehe sie ihm antwortete, fragte sie ihn genau auch über die unbedeutendsten Verhältnisse in seinem Hause und über alle Gebräuche aus, die darin bei verschiedenen Gelegenheiten vorgenommen wurden. Nach kurzem Nachdenken verkündigte sie ihm, daß die Ursache seines Unglückes einzig und allein in seiner eignen Sparsamkeit liege. Er hatte zu wenig Essen auf den Weihnachtstisch gesetzt, und dies verdroß den Kobold des Hauses, der ihm zur Strafe für diesen Geiz alle seine Unglücksfälle zuzog. Per ließ sich dies nicht zweimal sagen; er eilte nach Hause und richtete einen Weihnachtstisch zu, der unter der Last der Speisen sich fast bog. Man aß und trank, wie man früher in diesem Hause nie gethan, und auch den Hauskobold vergaß

Bayerische Staatsbibliothek München

man nicht, Essen auf die Scheunentenne zu setzen. Von diesem Tage an ging Alles bei ihm wohl von statten; und so lange er lebte, aß und trank man an jedem Weihnachtsabend weidlich in seinem Hause, so daß die Nachbarn noch jetzt davon zu erzählen wissen." —

— „Die Erzählung der Mutter erinnert mich an unsern eignen Hauskobold" — sagte Lars. — „Brita, Du hast doch nicht vergessen, unserm Schutzpatron bei einer Gelegenheit, wie diese, eine Freude zu machen?" —

— „Sei darüber ganz ruhig, Lars, schon vor einer Stunde hat der Kobold seine Schüssel mit Grütze in die Scheune gesetzt gekriegt" — erwiederte Brita.

— „Möge es ihm wohl bekommen!" — fiel Olof lachend ein.

— „Still, lieber Olof, scherze nicht mit dem Kobold des Hauses. Das thut nie gut" — rief ihm Brita vorwurfsvoll über seine unbesonnene Aeußerung zu. Sie würde ihre Vorwürfe wahrscheinlich noch weiter fortgesetzt haben, wenn ihre Augen nicht auf die Thür gefallen wären, die plötz=

lich geöffnet wurde und zwei in weite Mäntel gehüllte Fremdlinge eintreten ließ.

— „Bei meiner Ehre, das ist ein schöner Willkommen, den ihr guten Leute hier im Hause armen verirrten Reisenden bietet, noch dazu in einer Nacht, wie diese, in der kein rechtgläubiger Christ draußen sein sollte" — sprach einer der Fremden, indem er sich den Schnee von Hut und Mantel schüttelte.

— „Man möchte fast glauben, daß dieses Gehöft nicht ohne Ursache hier im tiefsten Walde und so weit entfernt von allen menschlichen Wohnungen angelegt worden ist; sonst brauchte es nicht so sorgfältig bewacht zu werden" — versetzte der andere Fremdling. — „Hätte ich mein gutes Schwert diesmal nicht gehabt, so würden wir schlecht in dem Kampfe bestanden haben. Ihr seid doch nicht verwundet, gnädiger" — — —

— „Still, mein Freund" — unterbrach ihn hastig der Andere — „erinnere Dich unserer Uebereinkunft!" —

Der Angeredete antwortete blos mit einer tiefen Verbeugung.

Lars war unterdessen vom Tische aufgestanden und den Fremden entgegengegangen.

— „Ihr scheint fremd hier in der Gegend zu sein, edle Herren" — sagte er. — „Sucht Ihr Schutz gegen das Unwetter oder führt Euch etwas Anderes hierher?" —

— „Wir sind zwei Ritter, auf einer Reise nach dem Kloster Wadstein begriffen" — erwiederte derjenige von ihnen, der beim Eintritt in die Stube zuerst gesprochen hatte.

— „Und also in göttlichen Geschäften begriffen" — setzte der Andere hinzu, indem er ehrfurchtsvoll Mantel und Hut seinem Begleiter abnahm und beides neben der Thür an die Wand hing.

— „Die Nacht überraschte uns hier im Walde, so daß wir den rechten Weg verloren haben und hierher gekommen sind" — fuhr der erste Ritter fort. — „Wir müssen Dich bis zum Anbruch des Tages um Gastfreundschaft bitten." —

— „Seid mir willkommen, edle Ritter, und nehmt vorlieb mit Dem, was das Haus vermag!" — antwortete Lars. — „Wir können Euch nicht viel bieten, aber noch nie ist Jemand, der hier Schutz

und Nachtherberge erbat, ohne beides von mir gegangen. Es wäre ja eine große Sünde, gerade heute Abend Jemand die Thür zu weisen, da wir das Weihnachtsfest begehen, das ein Fest der Versöhnung für die ganze Christenheit ist!" —

— „Weihnachtsabend! Ja, es ist wahr!" — rief derselbe Ritter. — „Das erklärt mir die helle Beleuchtung hier in der Stube, die weit in den Wald hinein glänzte und es uns möglich machte, den Weg durch die Bäume zu finden. Wir sind also durch das Weihnachtslicht geleitet worden; das pflegt ja Glück zu bedeuten?" —

— „Wollte Gott, er hätte das Licht nicht zu sehen gekriegt!" — sagte Brita halblaut zu ihrem Mann. — „Er mag wohl ein feiner und ehrbarer Herr sein, aber, ich weiß nicht, mir ahnt nichts Gutes von diesem Besuch." —

— „Still, still, Du Närrin!" — erwiederte Lars eben so leise. — „Du wirst sie doch nicht inmitten all' unserer Freude aus dem Hause treiben wollen, blos weil sie feine Herren sind. Außerdem sind wir ihrer hier zu viele versammelt, um Etwas von ihnen zu befürchten; und wenn ich mich nicht irre, so sind sie wirklich Fremde, die lange unter-

wegs zu sein scheinen. Morgen will ich sie auf einen Weg weiter führen, den sie später nicht wieder finden sollen, so daß sie, wenn sie auch zurück kommen und Gewaltthätigkeiten verüben wollten, wohl schwerlich im Stande sein werden, sich hierher zu finden.“ —

Lars wies nun dem ersten Ritter einen Platz am Tisch an und setzte sich selbst neben ihn, um seine unterbrochne Abendmahlzeit fortzusetzen. Alle Uebrigen nahmen ihre Plätze an demselben Tisch wieder ein, nur Olof nicht, der allen Bewegungen des andern Ritters mit der größten Aufmerksamkeit folgte. Dieser hatte nämlich, nachdem er damit beschäftigt gewesen war, alle abgelegten Oberkleider von sich und seinem Gefährten an einem Nagel in der Wand aufzuhängen, ein unter seinem Mantel verborgen gewesenes bloßes Schwert hervorgezogen, das er mit einem Stück seines Gewandes sorgfältig abwischte.

— „Da ist ja Blut an der Klinge!“ — rief Olof erschrocken.

— „Meinst Du, Junge?“ — versetzte der Ritter lachend. — „Hast Du noch nie Blut gesehen?“ —

— „O ja, aber dies ist frisches Blut“ — wandte Olof zweifelnd ein.

— „Nun? Und wenn es auch so wäre?“ — fiel der Ritter ihm in's Wort. — „Ist es denn ein Wunder, Blut an einem gezognen Schwert zu sehen? — Oder denkst Du vielleicht, daß man solche Waffen blos zur Zierde, und nicht deshalb trägt, um sie zu benutzen?“ —

— „Das Schwert ist also so eben benutzt worden?“ — fragte Olof mit gespannter Neugierde.

— „Freilich ist es gebraucht worden“ — erwiederte der Ritter kurz.

Olof erbleichte und wandte den Kopf ab.

— „Ich glaube, Du fürchtest Dich, armer Junge?“ — sagte der Ritter. — „Sei ruhig, es ist kein Menschenblut, das vergossen worden ist.“ —

— „Was denn?“ —

— „Warum fragst Du denn darnach?“ —

— „Weil ich gern wissen will, was für Blut es ist?“ —

— „Das ist kein Grund für mich, Junge!“ — entgegnete der Ritter unwillig. — „Hast Du jedoch Lust, zu sehen, was für Blut meine Klinge färbt, so kannst Du einige Schritte aus dem Ge-

höft gehen und nachsehen, was für ein Körper blutend im Graben am Feld liegt.“ —

Olof schlug sich erschrocken an die Stirn und eilte hinaus.

Verächtlich blickte ihm der Ritter nach, steckte dann sein Schwert in die Scheide und setzte sich an den Tisch.

— „Ich preise meinen Glücksstern, der mich zu einem so prächtigen Weihnachtsfest geführt hat“ — sagte der erste Ritter mit einem flüchtigen Blick auf die einfache, aber reichliche Mahlzeit.

— „In Stockholm und in anderen größeren Städten würde diese Mahlzeit für sehr einfach gelten“ — antwortete Lars — „aber wir hier auf dem Lande sind nicht an großen Luxus gewöhnt und halten dies schon für sehr viel. Entschuldigt darum, wenn das Essen nicht so kostbar, wie in der Hauptstadt ist; aber es ist das Beste, was wir haben.“ —

— „Keine Entschuldigungen, mein lieber Wirth“ — versetzte der erste Ritter. — „Nie früher in meinem Leben ist mir das Weihnachtsfest so heiter vorgekommen, wie heute Abend, und noch nie habe ich mit so gutem Appetit an einem Weih-

nachtsessen Theil genommen, wie an diesem. Doppelt wird meine Dankbarkeit für diese Gastfreiheit sein, wenn ich ungestört alle die Gebräuche hier auf dem Lande mitansehen und mit Euch Allen an jedem Vergnügen Theil nehmen kann, das zu diesem großen Fest gehört." —

Mit dem lauten Ruf: — „Herr Gott! Björn liegt draußen todt!" — kam Olof jetzt in's Zimmer gestürzt.

Alle außer den beiden Fremdlingen sprangen bestürzt von ihren Sitzen auf. Mehrere von den Knechten eilten hinaus, um mit eignen Augen das geschehene Unglück zu sehen. Die Zurückbleibenden sammelten sich um Lars, der, durch die Nachricht von dem plötzlichen Tod des treuen Wächters überrascht, einige Augenblicke wie zweifelnd dastand, ehe er rief: — „Björn todt! Und noch dazu am Weihnachtsabend!" —

— „Das bedeutet nichts Gutes" — setzte Stina feierlich hinzu. — „Glaubt mir, viele Sorgen und Bekümmernisse stehen uns im nächsten Jahre bevor, das sehe ich voraus!" —

— „Ja, aber was noch schlimmer ist" — sagte Olof zu seinem Vater. — „Björn ist ermor-

det, und derjenige, der diese Gewaltthat verübt hat, sitzt dort am Tische!" —

— „Ist das wahr, Ritter?" — fragte Lars ernst.

— „Was der Knabe sagt, ist Wahrheit" — erwiederte der Ritter. — „Wenn man von einem Hund angefallen wird, so hat man doch wohl das Recht, sich zu vertheidigen." —

— „Ich will dahin gestellt sein lassen, mit welchem Recht diese Gewaltthat verübt worden ist" — sagte Lars, aber er wurde in demselben Augenblick von dem Ritter unterbrochen, der zornig ausrief:

„Mit welchem Recht? — Nun, mit demselben Recht, mit dem mich der Hund anfiel!" —

— „Aber Björn that blos seine Schuldigkeit, indem er den Hof bewachte" — wandte Brita ein.

— „Aber diese Schuldigkeit nöthigt ihn nicht, zwei friedliche Reisende heimtückisch anzufallen" — erwiederte der Ritter. — „Wenn die Gastfreiheit hier im Hause so geübt wird, so möchte ich lieber sagen, es sei eine Räuberhöhle, in die man nur mit dem Schwert in der Hand dringen könne und in der man, wenigstens vom Wirth, nicht freundlich bewillkommt wird." —

— „Er hat recht, meine Freunde" — sagte Lars, indem er sich in die Lippen biß. — „Mit Gastfreundschaft haben wir diese Fremden aufgenommen, nun ist es auch unsere Schuldigkeit, ihnen gastfrei zu begegnen, so lange sie unter unserm Dache weilen. Wir wollen glauben, daß die Gewaltthat, welche begangen worden ist, nur der Selbstvertheidigung halber geschehen sei. Und ist dieß der Fall, so läßt sich die Handlung des Ritters entschuldigen. Uns aber hat sie tief verletzt, denn Björn war ein treuer Wächter, den das ganze Haus zu schätzen und zu lieben wußte." —

Der Ritter war im Begriff, mit heftigen Worten darauf zu antworten, wurde aber durch einen befehlenden Blick des andern Ritters zurückgehalten, der Lars freundlich auf die Achsel klopfte und ihn bat, das Geschehene zu vergessen. — „Ich beklage den Tod Eures Hundes" — setzte er hinzu — „aber er ließ sich nicht vermeiden; das Thier griff uns mit einer Wuth an, die fast an Tollheit grenzte; und hätten wir ihn auch schonen wollen; es hätte nicht in unserer Macht gestanden. Wie ein Selbstmörder stürzte sich der Hund auf das ausgestreckte Schwert und wurde so lebendig gespießt." —

— „Hu! Welch' ein Tod!“ — rief Lena erschrocken, indem sie ihr Haupt an der Brust der Mutter verbarg.

— „So! Nun aber auch kein Wort mehr von diesem Unglück!“ — sagte Lars. — „Wir sind lange genug in unserer Freude gestört worden. Nun müssen wir von neuem anfangen. Hei, Hopsa, ihr Leute! Noch ist es zu zeitig, dem Weihnachtsabend ein Ende zu machen!“ —

Indem er die letzten Worte sprach, erhob er schwingend den rechten Fuß und schnippte mit dem Mittelfinger gegen den Daumen. Allein diese Aufforderung schien nicht viel Gehör zu finden. Ein düsteres Gefühl hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, und zu dieser düsteren Gemüthsstimmung gesellte sich auch ein gewisser Argwohn gegen die Fremden. Der allgemeine Haß, der im Lande gegen Alles herrschte, was ausländisch war, machte fremde Gesichter selten willkommen; und da sich damit der Verdruß über die Tödtung des vom ganzen Hauspersonal geliebten Hundes verband, so kann man sich die unfreundlichen Blicke leicht erklären, die fortwährend auf die beiden Ritter geworfen wurden, sowie auch die Langsamkeit, mit der man wieder

zur Weihnachtsfeier zurückkehrte. Lars sammelte sowohl seine Angehörigen, als auch die Dienstleute wieder um sich und stimmte mit ihnen erst ein Abendgebet und dann ein geistliches Lied an, das für Weihnachten bestimmt war und dessen erster und neunter Vers, welche eigentlich das Fest des Tages behandelten, folgendermaßen lauteten:

„Gottes Sohn ist gebor'n
Zu Bethlehem in diesen Tagen,
Nach Gottes eignem Wohlbehagen,
Und Fleisch gewor'n.
Aus bloßer Gunst und Gnaden
Kam er zu uns zur Hülf' und Tröst
Und hat von allem Schaden
Die ganze Welt erlös't.

Lasset uns begehn
Und feiern unser Weihnachtsfest,
Wir wünschen Jesus selbst als Gast
Dabei zu sehn.
Dann kann uns auch nicht fehlen
Sein Segen in Rath und That,
Wenn er uns will bescheeren
Seine Liebe und seine Gnad'." —

Nun begannen die Spiele, die so characteristischen schwedischen Weihnachtsspiele, die an vielen Orten auf dem Lande noch immer üblich, in den Städten aber ganz vergessen sind. Sie sind in je=

dem Theil des Landes anders, aber einige derselben sind überall bekannt, darunter vor allen der sogenannte Weihnachtsbock. Auch bei diesem Spiel herrscht eine Verschiedenheit der Ceremonieen, allein im Ganzen läuft es stets auf eine Heiterkeit hinaus, die auch selten oder nie in einer Gesellschaft außen bleiben wird, welche den Weihnachtsbock spielt.

Das erste Spiel hieß „die Weihnachtspuppe nehmen" und bestand darin, daß sich einer von den Männern auf den Fußboden legte. Zu Häupten desselben wurde eine Strohpuppe hingestellt. Der Liegende mußte nun beide Beine über seinen Kopf nehmen und die Puppe mit den Füßen aufzuheben suchen. Der Versuch mißglückte zum großen Vergnügen der Umstehenden sehr oft, aber Olof führte ihn endlich auf eine Weise aus, die allgemeine Bewunderung unter den Frauen und eben so viel Neid unter den Männern erregte.

Unter Lärmen und Gelächter trat nun der Weihnachtsbock herein. Er war in einen Pelz gekleidet, das Haar nach außen gekehrt, und mit großen Hörnern und einem langen Schwanz versehen. Zwei Männer führten ihn, machten mit ihm die

Runde durch das Gemach und stimmten dann folgendes Lied an:

„Guten Abend, guten Abend, Weib und Mann!
So führen wir den Bock zu Euch heran.
Wir fanden den Bock an der Bergesart,
Da stand er so böse und zaus'te seinen Bart.
Sie legten ihm an einen Rock so roth,
Das thaten sie, damit er äße Brot.
Dem einen droht' er, den andern schlug er,
Dann fiel der Bock zur Erde nieder." —

Während des letzten Verses thaten die Sänger, als ob sie den Bock schlügen, der davon zu Boden fiel und todt sein sollte. Der Gesang wurde jedoch ununterbrochen fortgesetzt, allein nunmehr von Handlungen begleitet, die mit dem Inhalt eines jeden Verses übereinstimmten.

„Sie legten ihm an einen blauen Rock,
Das thaten sie, weil er grau war, der Bock."
Sie legten ihm an einen weißen Rock,
Das thaten sie, weil er todt war, der Bock.
Sie legten ihm an einen Rock gelbfein,
Sie thaten's, damit sollt' Weihnachten sein.
Aber ehe der Bock im Salze liegt,
Da kostet's dem Bauer fünfhundert Mark Gewicht.
Und der Bock springt auf und zaus't seinen Bart,
Und stößt mit seinem Kopf auf allerlei Art." —

Beim Beginn des letzten Verses sprang der Bock vom Boden auf und machte hohe, seltsame

Sprünge, die eben so viel Wirrwarr, als Lachen erregten. Nun galt es, dem stoßenden Bock zu entkommen, der — natürlich aus Artigkeit — ganz besonders die Frauenzimmer zu erreichen suchte. Darüber entstand großes Geschrei und Gelächter, während dessen der Bock durch die geöffnete Thür verschwand.

Die beiden Ritter sahen diesen Spielen mit Vergnügen zu, ohne jedoch daran Theil zu nehmen. Aber als der Tanz begann und Alle in einen Ring traten, da schlossen sie sich auch den übrigen an. Der Ritter, welcher Björn getödtet hatte, kam im Ring zwischen Lars und Brita zu stehen, der andere zwischen Lena und die alte Stina. Als der Tanz gehörig in Gang gekommen war, wobei man folgende Zeilen sang:

„Weihnacht ist da,
Die Nächte sind lang,
Seid fröhlich, lala,
Verbannt allen Zwang!“ —

nahm Lena ihren Nachbar und trat mit ihm in den Kreis, um paarweis den Tanz mit ihm fortzusetzen. Dabei wurde gesungen:

„Komm, Ritter, führe zum Tanze mich,
Ich sah keinen Schönern in der Kirche, als Dich.
Doch nimmer glaub' ich einem Mann ein Wort,
Seit Nachbars Lang-Laff betrog mich dort.
Lang-Laff betrog mich — ein Schelm muß er sein,
Doch Dir will ichs zeigen — bleib Du allein!" —

Bei dem letzten Vers sprang Lena aus dem Ring und ließ den Ritter allein. Dieß geschah so schnell, daß er es nicht verhindern konnte. Und als er sie dann zu sich in den Kreis zurückzuziehen suchte, schienen Alt und Jung sich zu vereinigen, seine Bemühungen zu vereiteln. Der Ritter blieb auf diese Weise eine ziemliche Weile im Ring allein, bis die alte Stina vortrat und ihm mit einer Verneigung ihre Hand anbot. Der Ritter war nicht gerade entzückt, als er die dargebotene Hand ergriff, aber er freute sich, daß er Jemand bei sich hatte, und tanzte recht hurtig mit der achtzigjährigen Alten. Als der Tanz vorüber war, geleitete er seine beiden Tänzerinnen, die Junge wie die Alte, zu einer entfernten Bank, wo er sich neben Stina setzte und mit ihr eine Unterhaltung anknüpfte, leise genug, um nicht von den übrigen Personen im Zimmer gehört zu werden.

— „Wie ist es, liebe Mutter“ — begann er — „man sieht ja heute Abend mehr, als sonst.“ —

— „So sagt man, und zwar mit Recht“ — antwortete Brita.

— „Nach dem, was Du vor einer Weile äußertest, möchte ich glauben, daß auch Du die Gabe besitzest, mehr als andere Menschen zu sehen“ — fuhr der Ritter fort.

— „Meine Kenntnisse sind gering, aber mit dem mächtigen Beistand der Heiligen sehe ich oft mehr, als viele meiner Mitmenschen.“ —

— „Es ist also wahr, daß Du künftige Dinge vorher sagen kannst?“ —

— „Ja, in einer Nacht, wie diese, besitze ich diese Gabe häufig.“ —

— „Willst Du mir drei Fragen beantworten, die ich Dir vorlege?“ —

— „Drei Antworten kann ich geben, aber nicht mehr. Auf die vierte Frage giebt es keine Antwort.“ —

Der Ritter besann sich einen Augenblick, ehe er weiter sprach.

— „Dieses Weib ist wahrscheinlich eine Betrügerin“ — dachte er. — „Ich will ihr erst eine Frage vorlegen, und nach ihrer Antwort will ich dann bestimmen, ob sie Vertrauen verdient oder nicht.“ —

— „Nun wohl, so sage mir“ — sprach er laut — „was der König von Schweden in dieser Stunde vornimmt?“ —

Stina richtete sich langsam von der Bank empor und öffnete das Fenster. Das Unwetter hatte wieder aufgehört und der Himmel war nach dem starken Schneefall heller geworden. Tausend Sterne blitzten am Firmament und glänzten in dem hellen Schnee wieder, der eben gefallen war und überall Erde und Wald bedeckte. Die Augen der alten Frau waren einige Minuten hindurch fest auf das alte Himmelsgewölbe gerichtet. Nach dem Ausdruck ihres Blicks zu urtheilen, mußte man glauben, sie läse wirklich im Buch der Sterne. Es lag etwas Begeistertes in ihrem Gesicht, das sich der Ritter nicht abläugnen konnte und das ihn fast im Voraus nöthigte, an Das zu glauben, was sie ihm nun verkündigen sollte.

— „O weh! O weh!“ — rief die Alte plötzlich und schlug sich vor die Brust.

— „Was siehst Du denn, alte Sterndeuterin?“ —

— „Ich sehe“ — — —

— „Nun, so sprich, was siehst Du denn?“ —

— „Ich sehe nur Klosterraub und Weiberthränen“ — war ihre Antwort.

Erstaunt trat der Ritter mehrere Schritte zurück.

Die alte Frau fuhr inzwischen fort, ihre Augen auf die blitzenden Sterne zu richten und schien denselben ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Ritter seinerseits erholte sich wieder von seiner Bestürzung und sprach mit erzwungenen Lächeln auf den Lippen: — „Von dem Vorhaben des Königs, das Du durch Deine Antwort anzudeuten schienst, ist wohl der Ausgang ungewiß?“ —

— „Der König ist ein gefräßiger Wolf, der durch seinen plötzlichen Fall einen Andern reich machen wird“ — erwiederte die alte Frau.

— „Weib! Deine Kühnheit geht zu weit!“ — rief der Ritter, über dessen Wangen sich eine tödt-

liche Bläſſe verbreitete. — „Eine ſolche Prophezeihung kann Dir das Leben koſten.“ —

Bei dieſen Worten wandte ſich die Alte langſam um und ſah ihn einige Augenblicke an. Ohne daß ſie den Mund öffnete, ſprachen ihre Augen hinreichend, um den Ritter ihre innerſten Gedanken leſen zu laſſen. Es lag ein Ausdruck von Reſignation in ihrem ruhigen Blick; der ebenſowohl ihre eigne innige Ueberzeugung von der Wahrheit deſſen, was ſie ſagte, als ihre Gleichgültigkeit gegen jede Strafe ausdrückte, die ihr möglicher Weiſe deshalb drohen konnte. Der Ritter verſtand dieſe ſtumme Antwort und zögerte nicht, ihr eine neue Frage zu ſtellen. Dießmal that er dieß jedoch nicht mit Lächeln auf den Lippen; blaß, zitternd und bebend ſchien er die Antwort zu erwarten. — „Wer iſt denn der Andere, der durch den Fall des Königs reich werden wird?“ — fragte er.

Die Augen der alten Frau richteten ſich wieder auf die Sterne und nach einem kurzen Schweigen antwortete ſie mit feierlichem Ernſt:

— „Es iſt ein Adler, der hoch empor fliegen und alle Andern verachten wird.“ —

— „Sprich! Wen meinst Du damit?“ — fuhr der Ritter hitzig heraus.

— „Ist es mein Todfeind, die verächtliche Mönchshure, oder ist es ein neuer Feind, der gegen mich auftreten wird?“ —

Stina antwortete nicht, sondern schloß leise das Fenster wieder und kehrte auf ihren Platz am andern Ende des Zimmers zurück.

Der Ritter nahm sie heftig beim Arm und rief: — „Kennst Du mich, alte Heuchlerin?“ —

— „Drei Antworten kann ich geben, mehr nicht. Auf die vierte Frage finde ich keine Antwort“ — erwiederte die alte Frau und verließ ihn.

Der andere Ritter hatte während dieser Zeit an dem sogenannten Weihnachtsklotzspiel *) Theil genommen und näherte sich jetzt seinem Begleiter,

---

*) Dieses Spiel bestand darin, daß sich Jemand gerade unter einem von der Decke herabhängenden Strick, an dessen unterem Ende ein Holzklotz befestigt war, auf den Fußboden legte. Der Liegende mußte in dieser Lage einen Becher voll Bier leeren, mit einer Hand aber den Klotz dermaßen in Bewegung setzen, daß er sich in immer gleichen Kreisen um seinen Kopf drehte, ohne denselben zu berühren. Gelang ihm dieß nicht, so mußte er zum Vergnügen der Umstehenden einen frischen Becher leeren.

den er einsam und bestürzt über die Prophezeihung der alten Frau fand.

— „Was fehlt Euch, gnädiger Herr? — sprach er leise zu ihm.

— „Die verdammte alte Hexe hat mich mit ihren Unglücksprophezeihungen ganz verwirrt gemacht" — antwortete dieser.

— „Nehmt Euch in Acht, gnädiger Herr! Das Volk kann sonst leicht merken, wen es hier beherbergt, und dann wäre es vielleicht nicht sicher, über Nacht hier zu bleiben." —

— „Ich befürchte, daß man es schon gemerkt hat; wenigstens scheint die alte Frau zu wissen, wer ich bin." —

— „Das will ich bald erfahren" — erwiederte der Ritter, welcher Björn erschlagen hatte.

Er entfernte sich und knüpfte eine lebhafte Unterhaltung mit Lars und einigen andern anwesenden Bauern über die Lage des Landes und über das Verhältniß des Königs zu den Vornehmen an.

Während dieser Unterredung traten vier weißgekleidete junge Mädchen ins Zimmer, mit Flitterkronen auf den Köpfen und im Uebrigen mit Schmuck aller Art behangen. Sie waren von Musikanten

begleitet, die eine muntere Polska spielten. Zwei von den Mädchen trugen Körbe mit Speisen, die andern Beiden hatten einen Tannenbusch, der in einen mit Erde gefüllten Kasten eingesetzt war und an dessen Zweigen brennende Lichter und buntfarbige Bänder angebracht waren. Dieser Busch, der Weihnachtsbusch genannt, wurde auf den Fußboden gesetzt, die vier Mädchen schlossen einen Kreis darum und sangen tanzend folgende Weise:

„Unserm Wirthe Ruhm zu sagen,
Bringen wir den brennenden Busch,
Zwei Jungfrauen bringen ihn getragen,
Zwei Jungfrau'n aus unserm Kreis.
Ohne Wurzel, mit Zweig und Wipfel,
Wächset der Busch zur Freude,
Gott segne unsers Wirthes Haus,
Gott segne an Leib und Seele sie beide!" —

Diesem Gesang folgte eine Polska, an der alle Anwesende im Zimmer Theil nahmen und die zuletzt so munter wurde, daß der ganze Kreis, Hand in Hand, auf den Hof hinauszog und dort mehrere Male herumtanzte, wornach sich Alle wieder in der Stube sammelten und die Freuden des Weihnachtsabends für dießmal geschlossen waren.

— „Noch fehlen vier Stunden bis zum Anfang der Weihnachtsmetten" — sagte Lars, glühend

vom Tanz. — „Fort, zu Bette, ihr Leute, damit wir am Weihnachtstag munter sind!“ —

Kaum war dieß gesagt, so trugen die Knechte eine Menge Strohgarben herein, die von den Weibern aufgebunden und über den ganzen Boden der Stube gebreitet wurden. Auf dieses Stroh legte sich Alt und Jung, Hausherrschaft, Kinder und Dienstleute, ohne sich weiter zu entkleiden, als die Schuhe auszuziehen. Dieß hieß das „Geschwisterbett.“ Alle Lichter wurden ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, das die ganze Nacht brennen mußte. Erlosch dieß, während die Leute schliefen, so war es gewiß, daß Jemand im Hause sterben mußte, bevor das Jahr zu Ende ging. Auf den Tisch setzte Brita mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung eine hölzerne Kanne voll Bier. Dieses Bier war nach altem Gebrauch für die Engel bestimmt und wurde deshalb das „Engelsbier“ genannt.

Die beiden Ritter legten sich neben einander, dicht an eine Wand. Sobald ihnen ihre Lage gestattete, ungehört mit einander zu reden, flüsterte der eine dem andern zu:

— „Die Leute halten uns für zwei Ritter, die mit König Albrechts Regierung unzufrieden sind und seinen Hof verlassen haben, um in Dänemark ein besseres Glück zu suchen. Niemand ahnt, wer unter diesem Dach herbergt.“ —

— „Bist Du dessen gewiß, so soll mir's lieb sein“ — entgegnete der Andere — „aber die Worte der alten Frau schienen gerade das Gegentheil anzudeuten.“ —

— „Gebt diesen Gedanken auf, gnädiger Herr! Was eine alte Wahrsagerin äußert, verdient nicht die Aufmerksamkeit, welche die Worte einer jungen Prophetin verdienen. Wäre sie schön und etwa höchstens zwanzig Jahre alt, so würde ich Lust haben, ihren Prophezeihungen zu glauben. Aber sie ist achtzig Jahre alt, achtzig ganze Jahre, hu hu! Wie kann ein so altes Weib etwas Anderes, als Aergerliches und Unangenehmes prophezeihen?“ —

Lars hatte sich, bevor er selbst auf dem Strohlager Platz nahm, davon überzeugt, daß auch Alle Platz in der Stube hatten. Jetzt faßte er Brita freundlich um den Leib und fragte sie, ob sie in dieser allgemeinen Freude auch an die Thiere ge-

dacht habe, die ebenfalls ihre Weihnachtsfreude haben müßten.

— „Du darfst nicht glauben, lieber Mann" — erwiederte die Hausfrau — „daß ich an einem Abend, wie dieser ist, mein Vieh vergessen könnte. Keine Kuh hat jemals besseres Futter gehabt, und die Hühner haben ihren Weihnachtsgrütze gekriegt, so gut wie wir selbst. Auch den Vögeln im Walde habe ich, wie Sitte und Brauch ist, ein Fest bereitet. Ich habe auf dem Stalldach eine Stange aufrichten und an deren oberen Ende eine ungedroschne Korngarbe festbinden lassen, so daß auch die Vögel Ursache haben, sich zu freuen und Gott zu danken." —

— „Es ist also nichts versäumt worden, was zum Weihnachtsfest gehört" — bemerkte Lars, indem er seinen Platz einnahm. — „Ehre und Dank sei Gott in der Höhe! In Deine Hände befehle ich mich und Alle, die in meinem Hause sind!" —

* * *

Cap. V.

Die beiden Ritter.

So ging die Weihnachtsnacht zu Ende.

Schon um drei Uhr Morgens war Alles wieder in Bewegung, denn man hatte einander sehr viel zu erzählen. Eine Magd versicherte, sie habef einen ihrer verstorbenen Vorfahren gesehen, der au die Erde zurückgekommen sei, blos um sie vor dem ungetreuen Jöns zu warnen. Ein Knecht behauptete, Feuer und Flammen über den Scheunen aller Bauern gesehen und Kriegsgeschrei und Waffengerassel gehört zu haben. Ein Anderer schwor Stein und Bein, daß ihm der Böse in seiner ganzen scheußlichen Gestalt erschienen sei und daß er mit diesem Klumpfuß auf Leben und Tod gekämpft habe. Ein Dritter endlich hatte viel von einem

schönen unbekannten Mädchen zu erzählen, das ihm versprochen habe, vor Ablauf eines Jahres seine Gattin zu werden. In allen diesen Mittheilungen lag eine innige Ueberzeugung, daß Das, was voraus gesehen oder gesagt worden sei, auch unzweifelhaft eintreffen werde; und die Aufmerksamkeit auf den Gesichtern der Zuhörer zeigte hinlänglich, daß diese Ueberzeugung auch von diesen getheilt wurde. Keine Stimme erhob sich zum Widerspruch und Niemand war vermessen genug, ein Wort zu äußern, welches diese in der Weihnachtsnacht stattfindende Verbindung mit der Geisterwelt in Zweifel gezogen hätte. Noch heute besteht dieser Glaube an vielen Orten Schwedens; aber er verschwindet mit jedem Jahre mehr und mehr und mehr und wird wahrscheinlich bald nur noch in Sagen und Legenden gefunden werden.

— „Nun zur Kirche, Freunde!" — rief Lars, und in demselben Augenblick traten sechs junge Bauerbursche mit brennenden Fackeln in die Stube, denen sich die Uebrigen anschlossen, so daß sie sechs verschiedene Abtheilungen bildeten, deren jede sich für sich nach der Kirche in Bewegung setzte.

Die beiden Ritter sahen diesem Vorhaben zu, anscheinend ohne daran Theil zu nehmen. Mehrere Abtheilungen mit ihrem Fackelträger an der Spitze hatten bereits das Haus verlassen, als Lars zu einem der Ritter trat, ihn auf die Schulter schlug und freundlich sagte: — „Ihr begleitet uns wohl in die Christmetten, edle Herren? — Der Weg zur Kirche ist nicht so weit, die Nacht ist herrlich und klar, und übrigens ist ja nur einmal im Jahre Weihnachten.“ —

— „Wir haben einen weiten Weg vor uns“ — erwiederte der Ritter — „aber gern wollen wir mit zur Kirche gehen. Dort müssen wir Euch jedoch Lebewohl und großen Dank für Eure gute Bewirthung sagen.“ —

— „Wie Ihr selbst wünscht, edle Herren!“ — sagte Lars und gab seinem Fackelträger das Zeichen zum Aufbruch, indem er zugleich den Knechten befahl, die Pferde der Ritter vorzuführen.

An der Spitze des Zuges ging ein Fackelträger, der seine flammende Fackel hoch über sein Haupt hielt und wie ein Leitstern den Weg bezeichnete, dem sie folgen mußten, um an ihr Ziel — die Kirche — zu gelangen. Auf beiden Seiten

des schmalen Fußpfades, den sie gingen, erhob sich ein dichter hoher Tannenwald, dessen zottige Zweige von dem frisch gefallnen Schnee bedeckt waren. Es war ein eigenthümliches Licht, das von der brennenden Fackel auf die beschneiten Zweige fiel und sich mit dem matten, aber mächtigen Schimmer der Sterne mischte, die von dem wolkenlosen Himmel herab blitzten. Die Nacht war kalt, wie eine Winternacht im Norden sein muß; aber Niemand von der frischen, fröhlichen Schaar, die jetzt zur Kirche eilte, litt von der Kälte oder beklagte sich darüber. Aller Wangen waren purpurroth, der Rauchfrost schmückte die Bärte der Männer, und die Kinder rieben sich die erstarrten Hände; aber Alle waren fröhlich und munter, wie man in der Weihnachtsnacht sein muß.

Endlich gelangten sie an eine Oeffnung des Waldes, wo sich in bedeutender Entfernung die hell erleuchtete Kirche als der einzige herrliche Glanzpunkt in der ganzen dunkeln Umgegend zeigte. In weiter Ferne, aus den verschiedenen Himmelsgegenden schimmerte der matte Schein der Fackeln, durch welche andere Züge von Menschen zu demselben Ziele geführt wurden. Unter allen diesen Schaa-

ren herrschte dieselbe Freude, dieselbe Sehnsucht. Nach einem Ziel strebten Alle; alle Blicke richteten sich dahin, wo der wahre Leitstern durch alle Finsternisse des Lebens erglänzte. Und wie herrlich erschien das Haus des Herrn mit seinen dunkeln Mauern und seinen hell erleuchteten Fenstern! So viel Herrlichkeit hatten die Kinder noch nie gesehen, und wenn die älteren Leute sich während ihres zurückgelegten Lebens auch schon manchmal desselben Anblicks erfreut hatten, so blieb es ihnen doch immer ein freudiger Anblick, von dem sie schon lange vor Weihnachten mit den Kindern gesprochen und auf den sie schon lange vorher deren Wünsche und Gedanken gerichtet hatten.

Es lag aber auch wirklich etwas Feierliches in diesem Morgengottesdienst. Ueberall herrschte noch das Dunkel der Nacht, nur in und um der Kirche nicht. Auf dem Kirchhof flackerte ein hohes Feuer von dahin geworfenen Fackeln, das erst dann zu leuchten aufhörte, als das Tageslicht erschien und den schwächeren Schein des Feuers erbleichen machte. Um die Kirchthür waren Tannenzweige angebracht, und der Fußboden in der Kirche war dicht mit Stroh belegt. Auf dem Altar standen so

viele Lichter, als der Raum gestattete, den die Heiligenbilder und die übrigen Kirchenzierden übrig ließen, die nur zu Weihnachten hervorgenommen und der versammelten Menge gezeigt wurden. Auch die Kanzel war reich beleuchtet, und ein von einem frommen Mitglied des Kirchspiels geschenkter Kronenleuchter sandte seine Strahlen in die entferntesten Winkel der Kirche. Und außer allen diesen Lichtern trug jeder Bauer und jede Bauerfrau noch ein Licht in der Hand, welches beim Eintritt in die Kirche angezündet wurde und während des ganzen Gottesdienstes brennen blieb.

Die beiden Ritter staunten bei diesem Anblick — sie hatten wohl manchmal in den Kirchen der Städte mehr Pracht und vielleicht auch reichere Beleuchtung gesehen, aber nie hatten sie einer Christmette beigewohnt, deren Theilnehmer feierlicher gestimmt waren. Sogar die Kinder, die sonst plauderten und lärmten, saßen stumm vor Staunen und mit einem Ausdruck von Ernst in den Gesichtern da, der weit über ihre Jahre ging. Die Ritter folgten daher dem Gang des Gottesdienstes mit Andacht und verließen die Kirche nicht eher, als bis die Feierlichkeiten sämmtlich beendigt waren.

Als sie dann draußen auf dem Kirchhof standen, wandte sich einer der Ritter an Lars und dankte ihm für die bewiesene Gastfreundschaft. — „Allein Du sollst dieß Alles nicht umsonst gethan haben“ — setzte er hinzu. — „Wir sind Fremde hier in der Gegend und haben kein Recht auf Herberge ohne Bezahlung“ — — —

— „Halt, edler Herr!“ — unterbrach ihn Lars hastig. — „Noch ist der schwedische Bauer nicht so verarmt, daß er nicht mit dem theilen könnte, der unter sein Dach tritt, mag er ein Fremder oder ein Bekannter sein. Was ich gethan habe, war nur meine Christenpflicht; ich verdiene also nicht einmal Euern Dank, noch weniger aber eine Bezahlung.“ —

— „Wenn es so ist“ — fuhr der Ritter fort — „so sagt mir wenigstens, ob ich Etwas für Euch thun kann. Ich bin nicht übel bei dem König angeschrieben; vielleicht könnte ich Euch eine Gunst bei ihm auswirken, wenn Ihr mir sagt, was Ihr wünscht.“ —

— „Ich für meine Person bedarf, Gott sei Dank, nichts vom König“ — erwiederte Lars — „aber für meine Landsleute wünschte ich etwas

thun zu können. Der Bauer genießt die Sicherheit nicht mehr, die er seit undenklichen Zeiten in dieser Gegend des Landes gehabt hat. Die Voigte quälen ihn und saugen ihn aus, und die hohen Herren können ungestraft Gewalt gegen sein Leben und gegen sein Eigenthum verüben. Vermögt Ihr so viel bei dem König, daß er den Bauer gegen die Gewalt schützen läßt, die ihm tagtäglich angethan wird; könnt Ihr den König dahin bringen, daß er dem Bauer die Rechte giebt, die ihm gebühren, so will ich Euch segnen und die Gastfreiheit, die ich Euch erwiesen habe, für reichlich vergolten halten.“ —

Der Ritter schien merkbar beunruhigt, während Lars sprach; und nachdem dieser ausgesprochen hatte, kämpfte er mit sich selbst, ob er ihm eine Antwort geben sollte. — „Lieber Freund, da kann ich Euch nicht helfen“ — sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer und mit Thränen in den Augen.

— „Gnädiger Herr, Ihr verrathet Euch“ — flüsterte ihm der andere Ritter zu. — „Das alte Lied von der schweren Zeit der Bauern und von den Gewaltthätigkeiten der Edelleute ist hier zu

Lande schon lange vor unserer Zeit gesungen worden. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Volkes, nie zufrieden zu sein; und da kann man nicht helfen, wollte man auch halb Schweden aufopfern. Die Zeit vergeht übrigens, und wir haben noch einen weiten Weg zu machen, ehe wir Wadstein erreichen." — Diese Worte schienen dem Ritter seine Ruhe zurückzugeben.

— „So nehmt wenigstens diese Kette" — sprach er zu Lars, indem er eine um seinen Schwertgriff befestigte Kette losnestelte — „zur Erinnerung an einen Mann, der Euer Freund ist und gern mehr für Euch zu thun wünschte." —

Lars war unschlüssig, ob er die angebotene goldne Kette, die äußerst kostbar und künstlich in feinen Gelenken und Zierrathen gearbeitet war, annehmen sollte; aber Brita und Lena sahen mit so viel Begehrlichkeit darauf, daß er sich dadurch zum Nachgeben bewogen fühlte.

— „Nun wohl, wenn Ihr durchaus so wollt, edler Herr!" — sagte er endlich. — „Habt Dank für das Geschenk! Ich nehme es nicht als eine Bezahlung, sondern blos zur Erinnerung an Euch." —

— „Sollte Jemand von Euch, meine Freunde" — fuhr der Ritter fort — „künftig einmal meine Hülfe in der Stunde der Gefahr bedürfen, so erinnert Euch, daß Euch diese Kette stets ein Recht darauf geben wird. Nun, lebt wohl! Lebt wohl!" —

Nach diesen Worten bestieg er sein Pferd und verschwand bald sammt seinem Begleiter aus den Augen der Bauern.

Lange ließen die beiden Reiter ihren Pferden freien Lauf, ohne mit einander zu sprechen. Als sie endlich an einen Bach kamen, durch den sie ihre Pferde waden lassen mußten, knüpften sie eine neue Unterhaltung an.

— „Ich kann die Worte der alten Wahrsagerin nicht vergessen" — begann der eine Ritter — „sie tönen fortwährend in meinen Ohren und kommen mir wie eine Warnung aus der Geisterwelt vor. Man sollte doch wohl ihre Bedeutung nicht so leicht nehmen." —

— „Entschuldigt mich, gnädiger Herr" — erwiederte der andere — „wenn ich in dieser Beziehung entgegengesetzter Ansicht bin. Ich glaube gerade, daß diese Prophezeiung gar keine Bedeutung hat und nur ein leeres Geschwätz der alten

Frau ist, die den albernen Glauben unserer Zeit an die Sterne und an deren Bedeutung benutzt hat, um in Euern Augen für eine Prophetin zu gelten. Es ist auch gar kein Wunder, daß Manche hier zu Lande Lust haben, Seherinnen zu werden und als solche eine Rolle zu spielen, da man noch immer die Thorheiten der Frau Birgitta in frischem Andenken hat, die bei ihren Lebzeiten so viel Aufsehen erregte und nach ihrem Tode so Viele verlockt hat, ihrem Beispiel zu folgen." —

— „Die Aeußerungen der alten Frau waren mehr, als ein leeres Geschwätz" — wandte der erste Ritter ein. — „Wie konnte sie denn von unserm Vorhaben wissen und mich vor Klosterraub und Weiberthränen warnen, wenn sie dieß nicht wirklich in den Sternen gelesen hätte?" —

— „Es war ein bloßer Zufall, daß sie auf diesen Gedanken kam. Eine Vermuthung, die zutraf." —

— „Solche zutreffende Vermuthungen sind selten und verdienen deshalb Beachtung. Ich ahne nichts Gutes von unserm Vorhaben." —

Der andere Ritter biß sich vor Verdruß über diese Antwort in die Lippen und würde eine Er-

wiederung darauf von sich gegeben haben, wenn der erstere nicht weiter gesprochen hätte.

— „Ich weiß, was Du mir einwenden kannst, lieber Bernhard" — sagte er — „und ich bekenne auch, daß es meine eigne Neigung an Abentheuern war, die mich vermocht hat, hieran Theil zu nehmen. Als Du mir Dein Vorhaben zuerst mittheiltest und meinen Schutz verlangtest, sah ich wohl die Gefahr, die für Deine Person darin lag; aber als ich auf der andern Seite bedachte, daß das Ansehen meiner deutschen Landsleute bei dem Volk hier in Schweden leiden würde, wenn Du nicht ausführen könntest, was Du versprochen hast, so trug ich um so weniger Bedenken, meine Zustimmung zu diesem Schritt zu geben, als derselbe, wenn er gelingt, diesen hochmüthigen schwedischen Adelsgeschlechtern, die ich seit meiner Hierherkunft zu erniedrigen gesucht habe, einen tödtlichen Streich beibringen muß. Erich Kettilsson ist nicht freundlich gegen mich gesinnt und hat bei mehr als einer Gelegenheit eine Widerspenstigkeit gegen mich bewiesen, die mich tief verletzt und zu dem Entschluß gebracht hat, sie früher oder später zu bestrafen. Die Gelegenheit dazu bot sich jetzt dar. Ich er=

griff sie mit Begierde und gab nicht allein meine Zustimmung zu der Sache selbst, sondern erklärte mich auch bereit, Dich nach Wadstein zu begleiten. Dadurch glaubte ich Dir meinen Königlichen Schutz am besten angedeihen zu lassen und Deinen Feinden zu zeigen, daß das, was geschieht, mit meiner Genehmigung, wenn nicht auf meinen Befehl geschieht. Da es also nichts anderes, als mein eigner Wille ist, der mich zur Theilnahme an Deinem Abentheuer vermocht hat, so kannst Du mir mit Recht entgegen halten, daß meine Bedenklichkeiten zu spät kommen. Ich sehe das ein, aber ich bin nicht im Stand, diese Besorgnisse vor dem Ausgang des Unternehmens zu beseitigen, die durch die Warnungen der alten Frau in mir rege geworden sind." —

— „Schlagt Euch diese aus dem Sinn, gnädiger Herr!" — versetzte der Andere, indem er ein Lächeln auf seine Lippen zwang. — „Sie verdienen wahrhaftig nicht so viel Aufmerksamkeit, daß ein kluger Mann sich dadurch in seinen Unternehmungen aufhalten lassen sollte. Auch ich hege viel Achtung vor der Theilnahme, welche die Geisterwelt an unsern Verhältnissen auf der Erde ha-

ben kann, und ich läugne gewiß nicht, daß sich diese Theilnahme in Warnungen zeigen kann. Aber sich durch dieselben blind leiten oder auf einem einmal betretenen Wege anhalten zu lassen, halte ich für schwach und unklug. Es ist die Pflicht eines jeden Mannes, sich wohl zu bedenken, bevor er handelt; und hat er das gethan, wie sich geziemt, so darf er sich in seinem einmal gefaßten Entschluß durch nichts erschüttern lassen." —

— „Du hast recht" — sagte der Andere, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte. — „Ein Mann darf nicht vor dem Widerstand zurückweichen, der sich ihm entgegenstellt; und am allerwenigsten darf dieß ein König thun. Wir wollen daher nicht weiter von den Prophezeihungen der Alten reden, sondern unsere Reise rüstig fortsetzen bis an unser beabsichtigtes Ziel." —

Bevor wir nun in unserer Erzählung weiter gehen, dürfte es angemessen sein, die beiden Ritter ein wenig näher zu beschreiben, die wir dem Leser vorgeführt haben und die fortwährend einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang der Begebenheiten üben werden.

Der Eine von ihnen war Bernhard der Lange. Seine ungewöhnliche Größe hatte ihm diesen Zunamen verschafft, unter dem er allgemein bekannt war. Von seiner Abkunft und von seiner Familie wußte man übrigens nichts. Das Gerücht behauptete, er habe vor seiner Ankunft in Schweden mehrere Abentheuer von sehr ernster Beschaffenheit gehabt, die seine Landsleute dermaßen gegen ihn aufgereizt hätten, daß er sein Vaterland verlassen und sein Glück in fremden Ländern habe suchen müssen. Zu derselben Zeit wurde Albrecht von Meklenburg zum König von Schweden gewählt. Bei ihm suchte Bernhard sogleich eine Zuflucht, und da ihm dieß gelang, so gab er sich Mühe, die Gunst des jungen Königs zu gewinnen. Auch hierin wurde sein Streben mit Erfolg gekrönt, und zwar schneller, als er zu hoffen wagte, und zum Erstaunen, wie zur Bestürzung aller übrigen Hofleute. Von dieser Zeit an blieb er in Albrechts Gunst und übte auf den König einen Einfluß, der diesen zuletzt zum Fall brachte und der Königin Margaretha den Weg auf den schwedischen Thron bahnte.

Bernhard war zu der Zeit, da er in dieser Erzählung auftritt, ein Mann von etwa dreißig Jahren. Sein Gesicht trug das Gepräge des größten Leichtsinns, aber man konnte zugleich in den blitzenden Augen lesen, daß seinem scharfen Blicke nichts entging und daß er gewandt genug war, um auch die geringsten Kleinigkeiten zur Erreichung seiner Zwecke zu benutzen. Um seinen sehr oft unnatürlich verzognen Mund glaubte man einen Ausdruck von Falschheit zu erkennen, der eben so abstoßend als unangenehm war; und wenn er sprach, pflegte er den Mund so weit nach den Ohren zu verziehen, daß sein ganzes Gesicht einen entstellten grinsenden Ausdruck erhielt. Seine Stirn war hoch, aber fast immer von seinem langen, ungekämmten, schwarzen Haar bedeckt, daß nachlässig um ihn her flatterte. In seinem Anzug zeichnete er sich durch den größten Luxus aus, und war in dieser Beziehung ein allgemeiner Gegenstand des Neides, wie der Nachahmung. Daß ihm dieß Schulden zuziehen mußte, größer als er sie bezahlen konnte, war eine natürliche Folge; allein er bekümmerte sich wenig darüber, und so oft der König seine Schulden bezahlt hatte, trug er den Kopf

wo möglich noch höher als vorher und schien gewissermaßen dem allgemeinen Urtheil trotzen zu wollen. Bisher hatte man in Schweden Lederjacken und grobe Tuchkleider getragen. Bernhard und seine Genossen führten die Sitte ein, sich in Brabanter Tuch, Seide und Sammet zu kleiden. Sein gewöhnlicher Anzug bestand in einer Jacke von Purpursammt mit engen, anliegenden Aermeln, Beinkleidern von dunkelbraunem Tuch, an deren gesammten Nähten kleine silberne Schellen angebracht waren, die sich bei jedem Schritt bewegten, und Schuhen, die mit Silber beschlagen und mit Spitzen besetzt waren. Diesen Anzug hatte er jetzt während der Reise gegen die altmodische Tracht der Lederjacke und Tuchhosen vertauscht, vermuthlich um desto eher unerkannt zu bleiben. Es war nichts in seinem Aeußern, was den sonst so glänzenden Günstling auszeichnete, als ein reich mit Edelsteinen besetzter Gürtel, an dem das Schwert befestigt war. Diesen Gürtel hatte er von Albrecht geschenkt erhalten, bei einer früheren Gelegenheit, wo er dem König das feierliche Versprechen gegeben, sich nie vor ihm zu zeigen, ohne mit diesem

Gürtel und dem daran befindlichen Schwert umgürtet zu sein.

Der zweite Ritter war kein anderer, als König Albrecht selbst. Was jetzt einem regierenden Monarchen unmöglich wäre: — mit einem einzigen Begleiter zu Pferde durch das Land zu reisen und unerkannt zu bleiben — ging damals ohne Schwierigkeit. Albrecht besaß viel persönlichen Muth, den er bei mehreren Gelegenheiten bewiesen hatte; und auch die gegenwärtige abentheuerliche Expedition gab deutlich zu erkennen, daß ihm Furcht fremd war. Aber wenn er auch den Muth besaß, der zur damaligen Zeit ein wesentlicher Schmuck des Mannes war, so fehlte ihm dagegen die Festigkeit des Charakters, die in unsern Tagen unumgänglich nothwendig für einen Regenten ist, dessen Streben nicht blos darauf hinausgeht, seine Unterthanen zu drücken und fortwährend mit neuen Auflagen zu belasten. Man könnte ihn fast schwach nennen, wenn sich nicht eine Entschuldigung für diese Schwäche in der unangenehmen Lage fände, in welcher er sich als König von Schweden befand.

Als er aus Deutschland nach Schweden kam, war die Lage Schwedens im höchsten Grad beun-

ruhigend. Die mächtigen schwedischen Edelleute waren eben so viele kleine Könige und thaten, was ihnen beliebte. Albrecht hatte blos die Wahl, von ihnen abhängig zu sein oder ihre Macht zu stürzen. Er wählte das letztere und warf sich damit seinen deutschen Landsleuten in die Arme, die ihm in großen Schaaren in sein neues Königreich gefolgt waren und daselbst ein besseres Glück, als in ihrer Heimath zu finden hofften. Aber was er damit auf einer Seite durch die Unterdrückung der Schweden gewann, verlor er auf der andern durch die gesteigerten Ansprüche seiner eignen Landsleute.

Als sein ärgster Widersacher, Bo Jonsson Grip, zu leben aufhörte, glaubte Albrecht unbeschränkter Herrscher in Schweden zu sein; allein er sollte bald erfahren, daß diejenigen, auf deren Beistand er sich verließ, die Macht an sich selbst gerissen hatten und daß er seinerseits zwar die Schweden unterjocht hatte, dafür aber von seinen eignen Landsleuten unterjocht worden war, so daß er sich mehr als einmal mit unterdrücktem Verdruß gegen die Unterthanen, die sich bei ihm beklagten, damit entschuldigen mußte: — „Lieben Freunde, ich kann Euch nicht helfen.“ —

Uebrigens war er von Natur nicht bösartig und würde vielleicht in einem andern Land und unter andern Verhältnissen ein leidlicher Regent geworden sein. So aber hat er, wenigstens in Schweden, ein Andenken hinterlassen, das keineswegs beneidenswerth ist.

Albrecht war noch in seinen besten Jahren. Sein Aeußeres war allerdings nicht vortheilhaft, aber er war Meister in der Kunst, seine Mängel zu verbessern und dasjenige unsichtbar zu machen, was nicht gesehen werden sollte. Dadurch wurde er verleitet, dem Kleiderluxus mehr Zeit und Sorgfalt zu widmen, als er außerdem gethan haben würde. Er wurde von seinen Zeitgenossen für eine Modepuppe gehalten, die alle Kleidernarren beobachteten und nachzuahmen suchten. Die alte schwedische Kleidertracht wurde durch sein Beispiel verdrängt; anstatt der früheren Einfachheit in der Kleidung führte er eine lächerliche Mode nach der andern im Lande ein. So war es kein Wunder, daß die Schweden, welche damals die Sitten ihrer Vorfahren noch liebten, sich über diese Neuerungen und fremden Gebräuche heimlich ärgerten und in

ihrer Unterdrückung und Demüthigung die erste Gelegenheit, welche sich ihnen darbot, das deutsche Joch abzuschütteln, mit Begierde ergriffen, indem sie unter einem neuen Herrscher ihre alten Sitten und Gebräuche wieder eingeführt zu sehen hofften.

* * *

Cap. VI.

Kloster Wadstein.

Wenige Orte Schwedens haben in der Geschichte dieses Landes eine größere Rolle gespielt, als das Kloster Wadstein. Es war zu seiner Zeit einer der merkwürdigsten Plätze des Landes, an welchem sich Begebenheiten zutrugen, welche großen Einfluß auf den Wohlstand des Landes übten und auch die Aufmerksamkeit der entfernteren südlichen Staaten auf sich zogen. Jetzt ist davon nichts als die Erinnerung übrig, aber diese ist so reich, daß Wadstein, mag es gegenwärtig auch noch so unbedeutend sein, mit Recht auf seine Vergangenheit stolz sein kann.

Schon in den ältesten Zeiten scheint seine herrliche Lage am Ufer des Wettern Bewohner dorthin gelockt zu haben. Eine alte Sage erzählt, daß eine Burg hier gestanden habe, Susenburg genannt, die zu Birger Jarls Zeit bereits eine Ruine gewesen sei. Das Volk in der Gegend zeigt den Fremden noch jetzt Denkzeichen von dieser Feste, und man will behaupten, daß die Steinhaufen, die man bei niedrigem Wasser unweit des Ufers auf dem Grunde des See's erblickt, Ueberbleibsel derselben sind. Dieß ist jedoch eine Behauptung, die keine historische Gewißheit für sich hat und daher nur für eine Tradition gelten kann. Aber das weiß man, daß König Carl **VII**. Sverkerson im Jahre **1162** hier ein Kloster anlegte, welches das Jungfrau-Marienkloster oder das Kloster unserer lieben Frauen genannt wurde. Wie lange dasselbe gestanden hat, ist unbekannt; es ist keine Spur mehr davon vorhanden.

Zur Zeit Birger Jarls oder König Waldemars im Jahre **1200** wurde hier ein, nach alten Urkunden äußerst prächtiges Schloß erbaut, das dem König zu Ehren den Namen Waldemarshaus erhielt. Dort brachte Birger Jarl manchen seiner

Tage zu und freute sich, daß er in diesem ruhigen Asyl frei von den Unannehmlichkeiten der Regierung war und dann und wann der Ruhe und den Seinen ein Stündchen widmen konnte. Aber in den kommenden unruhigen Zeiten wurde dieses Schloß, wie so manches andere zerstört, und schon zu König Albrechts Zeit war davon nichts mehr, als Steinhaufen und zusammengestürzte Mauern übrig.

Da stand St. Birgitta auf und verkündigte ihre Offenbarungen des Erlösers, der ihr geheißen hatte, einen Orden zu stiften, welcher auf Schweigen, Keuschheit und Armuth gegründet sein, den Namen des Erlösers tragen und von diesem selbst seine Regeln empfangen sollte. Die fromme Schwärmerei des Volkes glaubte bald an ihre überspannten Ideen und legte ihr frühzeitig den Geruch der Heiligkeit bei, den sie auch zu benutzen wußte.

Kein Ort schien ihr so passend zur Anlegung eines Klosters, als der Strand des Wettern. Da legte sie den Grund zu einem Kloster, das später europäischen Ruf erhielt. Dieß geschah im Jahre 1346. Damals bestand die Stadt Wadstein noch nicht, aber zwei Jahre darnach wird der Markt-

flecken Laſtköping, nur von wenigen Einwohnern bewohnt, erwähnt. Später wurde dieſer Name in Wadſtein verwandelt, und zwar — wie man behauptet — von den Worten „Waſſer“ und „Stein“, weil es im Allgemeinen Brauch in der Gegend war, an den Steinen am Ufer des See's das Vieh zu wäſſern.

So ſehr auch der Bau dieſes Kloſters von der Bevölkerung Schwedens mit Wohlgefallen aufgenommen wurde, ſo machte er doch im Anfang nur ganz langſame Fortſchritte. Die Urſache davon muß man hauptſächlich der eignen Reiſe Birgitta's nach Rom zuſchreiben, die in demſelben Jahre unternommen wurde. Zwar kehrte ihr Sohn Birger im folgenden Jahre zurück, um ihr Werk zu beſchleunigen, und die Königliche Bewilligung, in ganz Schweden eine Steuer unter dem Namen **Donarium beatae virginis** zu erheben, machte die Fortſetzung des Baues möglich. Aber eine ordentliche Beſchleunigung erhielt die Arbeit erſt nach Birgitta's Tod im Jahre 1372. Birgitta endigte, wie bekannt, ihr Leben im Kloſter San Lorenzo zu Rom, und ihr letzter Wille oder — wenn man

so sagen kann — ihr letzter weltlicher Gedanke war ihre Schöpfung am Ufer des Wettern, die ihr zwar das Dasein zu danken hatte, aber noch in den Windeln lag. Hier erzählt nun die Legende, wie Christus ihr auf dem Sterbebett erschien und mit mildstrahlendem Angesicht zu ihr sprach:

— „Ich bin mit Dir gewesen, wie ein Bräutigam mit seiner Braut, von der er sich zuweilen zurückzieht, um desto inniger und liebender zurückzukehren. So suchte ich Dich heim, nicht mit Freude in dieser Zeit, denn sie war Deine Prüfungszeit. Gehe nun geprüft hervor und bereite Dich, denn jetzt ist die Zeit gekommen, da ich Dir versprochen habe, daß Du vor meinem Altar als Nonne eingekleidet und geweiht werden sollst. Nun sollst Du nicht allein als meine Braut, sondern als Nonne und als Mutter in Wadstein erscheinen. Dein Leichnam soll hier in Rom niedergelegt werden, bis er an die Stätte kommt, die ihm bereitet ist. Und so soll er in Dein Kloster kommen, zu meiner Freude, und Dein Leichnam soll in Wadstein Platz finden.“ — — —

Was Brigitta vorausgesagt hatte, traf ein. Ihre Gebeine wurden von Rom nach Schweden

gebracht und in ihrem Lieblingsort Wadstein beigesetzt. Unter der Aufsicht ihres Sohnes Birger ging der Bau mit raschen Schritten vorwärts, so daß Katharina, die später heilig gesprochne Tochter Birgitta's, sich der Vollziehung des letzten Willens ihrer Mutter mit unverdrossener Mühe widmen konnte. Die fromme Tochter lehrte durch Wort und Beispiel leiden und entsagen und genoß während ihrer Lebenszeit eines Ansehns, das ihr später einen Platz unter den Heiligen neben ihrer verklärten Mutter verschaffte.

Schon Papst Urban V. hatte im Jahre 1368 Birgitten Erlaubniß ertheilt, in Wadstein ein Kloster zu bauen; allein die Regeln für dieses Kloster wurden erst im Jahre 1377 dnrch eine päpstliche Bulle, bekannt unter dem Namen **Regula Sancti Salvatoris**, bestätigt. Auch bestimmte Papst Urban VI. die Anzahl des Klosterpersonals im Jahre 1378 auf sechzig Schwestern und fünfundzwanzig Brüder, außer der Aebtissin.

Katharina erlebte den Tag nicht, an welchem das Kloster eingeweiht wurde; sie starb im Jahre 1381 zum großen Kummer des Volkes in und außer dem Kloster.

Die feierliche Weihe der Brüder und Schwestern erfolgte erst im Jahre 1384, als der Erzbischof von Schweden, Magister Henrik, der Bischof Nil's in Linköping und der Bischof Thord in Strengnäs sechsundvierzig Nonnen und sechzehn Mönche gleichzeitig weihten. Aber die erste Aebtissin wurde erst im Jahre 1388 eingesetzt, als Ingegerd, die Enkelin Birgitta's durch Märtha, die Gattin Knut Algottsons, zu dieser für die damalige Zeit höchst wichtigen Stelle ausersehen wurde. Sie hatte gegenwärtig ein Alter von ungefähr vierzig Jahren erreicht, war streng und hart von Gemüth, übte aber die Pflichten ihres Amtes auf eine Weise aus, die allgemein Vertrauen und Hochachtung erweckte.

Das Kloster bestand aus mehreren Gebäuden, um welche eine hohe Mauer von Ziegelsteinen gezogen war, um alle Gemeinschaft mit der äußeren Welt zu verhindert. Nach den noch jetzt vorhandenen Ueberbleibseln dieser Mauer zu urtheilen, muß sie einen sehr großen Raum umfaßt haben. Sie umschloß aber auch nicht blos die eigentlichen Klostergebäude für die Mönche und Nonnen, sondern auch die sogenannte St. Britakirche, auch den

Klostergarten, der zu seiner Zeit wegen einer Menge kostbarer Büsche und Fruchtbäume berühmt war.

Die beiden Wohnhäuser waren von Stein und mit einer Sorgfalt erbaut, die trotz den Einwirkungen der Zeit noch jetzt sichtbar ist; das für die Mönche bestimmte war jedoch kleiner und beschränkter, als das für die Nonnen.

Zwischen diesen Häusern war eine hohe Mauer, welche die Gemeinschaft der Mönche mit den Nonnen verhinderte; aber in der Mauer selbst befand sich eine große Oeffnung, in welcher eine Tonne angebracht war, die sich herumdrehen ließ. Durch das Herausziehen der Spindel in dieser Tonne ließ sich jedoch eine Kommunikation der Brüder und Schwestern miteinander herstellen, ohne gesehen zu werden.

Der Schall einer kleinen, an der Klosterpforte angebrachten Glocke verkündigte eines Abends spät während des Weihnachtsfestes, daß Jemand Eintritt ins Kloster suchte. Schwester Katharina, die zufällig Dienste als Pförtnerin that, steckte den Kopf durch den geöffneten Laden der Thür, um nachzusehen, wer der Fremde sein könnte, der um diese Zeit ins Kloster eindringen wollte. Mit

Mühe konnte sie im Dunkeln zwei in weite Mäntel gehüllte Männer unterscheiden, die durch heftiges Stampfen auf die Steine ihre Ungeduld zu erkennen gaben. Katharina mußte jedoch mit dem Aussehn der Fremden nicht recht zufrieden sein, denn sie steckte ihren hübschen, kleinen, mit einem weißen Tuch bedeckten Kopf doppelt so lange wie gewöhnlich durch den Laden, um die Fremden genau besehen zu können, und fragte erst dann nach ihrem Anliegen, als sie genug gesehen zu haben glaubte, um beurtheilen zu können, wer sie wären.

— „Was sucht Ihr, Freunde?" — fragte sie endlich mit ausländischem Accent.

— „Gastfreiheit, würdige Schwester" — antwortete der eine der Fremden, welcher König Albrecht war. — „Laßt uns bald ein, sonst erfrieren wir in dieser bittern Kälte." —

— „Gastfreiheit ist gewiß eine Tugend, die in diesem Kloster geübt wird" — versetzte die Nonne — „aber in unseren unsichern Zeiten ist es nöthig, diese Tugend mit Vorsicht zu üben." —

— „Daran thut Ihr vollkommen recht, gute Schwester" — bemerkte Albrecht — „und Niemand kann Euch dafür höher preisen, als ich. Es

lag nicht in unserer Absicht, so spät Abends Eure fromme Andacht zu stören; aber Noth hat kein Gebot. Ermüdet von einer langen und mühsamen Reise kamen wir hier an und freuten uns, Ruhe und Wärme zu finden; aber zu unserer Bestürzung verweigert man uns überall Aufnahme und schützt ein Königliches Verbot vor, ohne ausdrückliche Erlaubniß Eurer Aebtissin Fremde über Nacht zu beherbergen. Wir sind also gezwungen, uns ans Kloster zu wenden, wenn wir die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen wollen; und dazu habe ich bei dieser sehr bedeutenden Winterkälte keine Lust, das bekenne ich aufrichtig.“ —

— „Wir sind zwei arme Ritter, die nur ein Dach über ihre Häupter suchen“ — setzte Bernhard hinzu. — „Meldet uns bei der Aebtissin und sagt Ihr, wenn sie unsern Tod nicht auf ihr Gewissen laden wolle, so müsse sie uns Herberge geben, und zwar sehr bald.“ —

Die Nonne antwortete nicht, aber sie neigte ihr Haupt, als wolle sie ihre Einwilligung zu dem ausgesprochnen Wunsch geben, und schlug dann den Laden zu.

— „Hätte ich gewußt" — sagte Albrecht nach Katharina's Entfernung — „daß ich selbst einmal draußen vor diesem Kloster stehen und wie ein Bettler um Einlaß bitten würde, um nicht zu erfrieren und zu verhungern, ich glaube, bei meiner Ehre, ich würde nichts zur Vollendung des Klosters beigetragen und mich wohl gehütet haben, im ganzen Reich eine allgemeine Abgabe zum Wadsteiner Klosterbau zu bewilligen." —

— „So sind alle menschlichen Berechnungen, gnädiger Herr" — erwiederte Bernhard lachend.

— „Das Einzige, was mich über dieses lange Warten trösten kann" — fuhr der König fort — „ist die Hoffnung, Deine berühmte Schönheit bald zu sehen und selbst beurtheilen zu können, ob es der Mühe werth ist, diese lange Reise ihretwegen gemacht zu haben." —

In diesem Augenblick wurde die Thür von derselben Nonne geöffnet, und der sogenannte **Confessor generalis** oder Beichtvater Magnus Petri kam mit einem Licht in der Hand den Fremden entgegen.

— „Mit Genehmigung unserer frommen Mutter Ingegerd biete ich Euch Brot und Stroh" —

sprach er. — „Das ist Alles was das Kloster geben kann.“ —

Als er dieß gesagt hatte, drehte er sich um und zeigte den beiden Fremden den Weg. Das Vorhaus, in das sie zunächst eintraten, war ein längliches Viereck mit gewölbter Decke und glatten weisen Wänden, auf die ein großes schwarzes Kreuz gemalt war. Von da traten sie in einen langen Gang, der blos durch ein nach dem Hof hinaus gehendes Fensterchen schwach beleuchtet wurde. In diesem Gang gab es keine Dielen sondern nur feinen gestreuten Sand, dessen oberste Lage tagtäglich erneut wurde, so daß sich keine Feuchtigkeit daran verspüren ließ. Am äußersten Ende des Ganges befanden sich mehrere große Säle, hinter denen mehrere Zellen lagen, die mit den im oberen Gestock gelegnen Zellen durch eine besondere Treppe in Verbindung standen. Die große Steintreppe, auf welcher der Mönch die beiden Fremden hinauf führte, leitete zu den eigentlichen Zellen, die auf jeder Seite eines langen, dunkeln, nur durch eine von der Decke herabhängende Lampe erleuchteten Ganges dicht neben einander angebracht waren.

Diesen Gang betrat jedoch der Mönch nicht, sondern er wandte sich seitwärts und öffnete eine künstlich geschnitzte eichene Thür, die sich mit scharfem Quitschen auf ihren Angeln drehte. Sobald die Fremden durch diese Thür getreten waren, verschloß sie der Mönch sorgfältig hinter sich und setzte dann seinen Weg fort, ohne das Schweigen durch ein Wort zu unterbrechen. Sie gelangten nun in einen andern gewölbten Gang, in den kein Lichtstrahl fiel und in welchem die Luft dumpfig und feucht wie in einem Keller war. Auf beiden Seiten waren kleine dunkle Zellen in die Mauer gebaut, deren jede eine niedrige eisenbeschlagne Thür von Eichenholz nach dem Gang zu hatte. Diese Zellen dienten als Gefängnisse für diejenigen Bewohner des Klosters, welche sich gegen die angenommenen Regeln vergangen hatten. Mehrere dieser Zellen waren leer und ihre Thüren standen offen, aber eine derselben wurde von einer unglücklichen Nonne bewohnt, deren Name mit großen Buchstaben über der Thür geschrieben war. Als Albrecht an dieser Zelle vorüber ging, glaubte er durch ein Loch in der Thür das leichenblasse Gesicht einer jungen Frau zu sehen.

— „Was hat denn diese Nonne verbrochen, das ihr eine solche Strafe zuziehen konnte?“ — fragte er seinen Führer.

— „Sie hat unsere Klosterregeln übertreten. Mehr brauche ich nicht zu wissen“ — erwiederte der Mönch, indem er seine Schritte beschleunigte.

Albrecht schauderte bei dieser entsetzlichen und geheimnißvollen Strafe und war im Begriff, stehen zu bleiben und eine Erklärung von dem Mönch zu fordern. Da öffnete der letztere eine geheime Thür in der Mauer durch einen leichten Druck auf eine Feder und schob die beiden Fremden fast hinaus, die, ehe sie es ahnten, sich außerhalb des Ganges befanden, dessen Thür sogleich hinter ihnen geschlossen wurde.

Nun standen sie auf einer Art von Terrasse oder einem offnen Platz mit der Aussicht über den Garten. Letzterer wurde an schönen Sommerabenden zum Spatziergang für die Aebtissin und für die älteren Nonnen benutzt; allein für die jüngeren Schwestern war dieß ein verbotner Ort, denn sie konnten ja von hier aus über die Mauer nach den Mönchen sehen; und dieß war nach der im

Kloster herrschenden Ansicht, für junge Nonnen ein gar zu gewagtes Ding.

Einige Schritte über diesen offnen Platz führten sie an die Mauer eines andern Hauses, das mit Thürmen versehen war. In einem dieser Thürme befand sich eine Wendeltreppe, die der Mönch benutzte, um mit seinen Begleitern hinunter in den Hof zu gelangen, wo sie sogleich von zwei andern Mönchen begrüßt wurden, die sie in ein nahgelegnes großes Zimmer im Erdgeschoß führten, das gewöhnlich für Reisende und Pilger bestimmt war.

Beim Eintritt in dieses Zimmer, in dem sich nichts als ein großer Tisch mit etlichen Stühlen und einigen mit Stroh belegten Bänken anstatt der Betten befand, rief Albrecht unzufrieden mit diesem Empfang aus: — „Es war wohl der Mühe werth, uns durch diese Menge von Irrgänge zu führen, um uns mit einer Herberge, wie diese, zu erfreuen!“ —

Der Mönch sah ihn bei diesen Worten verwundert an und sagte demüthig: — „Danke Gott, mein Sohn, für Das, was Du hier hast. Man giebt so gut man kann, aber nicht wie man will!“ —

Damit setzte er das Licht auf den Tisch und entfernte sich.

Einige Augenblicke schwiegen beide, dann sagte Albrecht:

— „Wenn ich nicht wirklich wüßte, daß ich der König von Schweden wäre, so möchte ich glauben, in einem unterirdischen Gefängniß in einem der geheimnißvollen Palläste Italiens zu sein. Der listige Mönch hat uns treppauf treppab geführt, jedenfalls nur in der Absicht, uns verwirrt zu machen und den Ausgang aus diesem Labyrinth nicht wieder finden zu lassen. Vielleicht hat er auch die Thür hinter uns verschlossen. Ist dieß der Fall, so sind die Vögel in ihrem eignen Bauer gefangen.“ —

Bernhard ging an die Thür, um sich zu überzeugen, ob sie verschlossen sei oder nicht. Aber kaum hatte er das Schloß berührt, so öffnete sich die Thür von außen und ein ältlicher Mönch trat ins Zimmer, sich vor den beiden Fremden ehrfurchtsvoll verneigend. Der Eintretende war klein von Wuchs, hatte kleine blitzende Augen und eine Nase von gigantischer Größe, mit hunderten von Finnen bedeckt, die ihren Umfang noch vermehrten.

Sein Aeußeres war also durchaus nicht angenehm. Allein demungeachtet war er sehr wohl gelitten bei denen, die mit ihm in Berührung kamen. Und dieß mußte man seinem Wohlwollen und seiner Freundlichkeit gegen Alle zuschreiben; denn andere Eigenschaften besaß er nicht, wenn nicht der Umstand zu seiner Beliebtheit beitrug, daß er ein untadelhafter Koch war und die geschwätzigste Zunge im ganzen Kloster besaß. Sowohl seine angeborne Neugierde, die beiden fremden Gesichter zu sehen, als auch das bei ihm nicht weniger mächtige Bedürfniß, die Zunge zu bewegen, hatte ihn jetzt vermocht, in aller Stille und ungesehen von den andern Brüdern sich hierher zu begeben.

Bernhard lachte laut auf beim Anblick dieser possirlichen Figur, aber Albrecht empfing den Mönch ernsthafter und fragte ihn, ob er einen Auftrag von der ehrwürdigen Mutter Aebtissin habe.

Der Mönch legte einen Finger auf den Mund und antwortete mit leiser Stimme: — „Redet leiser, wenn Ihr nicht wollt, daß ich meines Weges augenblicklich wieder gehe. Wehe mir, wenn Vater Magnus erführe, daß ich hier bin und Euch Gesellschaft leiste!“ —

— „Was willst Du denn bei uns? — Wie ist Dein Name?“ — fragte Albrecht, verwundert über diesen geheimnißvollen Besuch.

— „Wie in aller Welt kann ich zwei Fragen so verschiedener Art, wie die, welche Ihr jetzt an mich richtet, guter Herr, mit einem Male beantworten?“ — versetzte der Mönch, indem er sich gemächlich an den Tisch setzte. — „Erst die eine und dann die andere, so werden wir schon mit einander in Ordnung kommen.“ —

Bernhard bemerkte, daß Albrecht die Geduld über den schwatzhaften Mönch verlor, und setzte deshalb die Unterhaltung selbst fort: — „Nun, wie Du willst. Laß uns die Fragen theilen! Die erste Frage wäre also: — „Wie heißt Du?“ —

— „Mein Name ist Olaus Johannes Ragvaldsson, mein Alter 59 Jahre und 11 Monate, meine Laune heiter und glücklich, mein Beruf das Kochen, mein Wohnort Kloster Wadstein.“ —

— „Halt, halt, mein vortrefflicher Freund!“ — rief Bernhard lachend — „das ist ja eine Antwort auf nicht weniger als fünf Fragen, und ich kann mich nicht erinnern, mehr wie eine gethan zu haben. Jedes Ding für sich allein, sonst kommen

wir gar zu schnell vom Fleck, und wir haben noch viel von der Nacht übrig, um Deine lehrreichen Bemerkungen zu hören. Aber jetzt zur zweiten Frage: — „„Was ist der Zweck Deines Besuchs hier bei uns?““

— „Was kann er anders sein, als Euch die Zeit zu vertreiben? — In unserm Kloster herrscht sehr viel Frömmigkeit, aber unter uns gesagt, es ist ziemlich einförmig hier und darum darf es Euch nicht wunderlich vorkommen, edle Ritter, wenn man eine Unterhaltung mit Personen sucht, die weit herkommen und Neuigkeiten erzählen können.“ —

— „Das ist sehr natürlich; aber sage mir, hat nicht Frau Birgitta in ihren Klosterregeln, die ihr der Erlöser selbst vorgeschrieben hat, ausdrücklich Schweigen befohlen? — Das scheint allerdings nicht mit Deiner Gesprächigkeit in Einklang zu stehen, Bruder Olaus?“ —

— „Gesegnet sei die heilige Frau“ — erwiederte der Mönch, indem er sich mehrere Male bekreuzte. — „In ihrer Weisheit hat sie verordnet, daß diejenigen nicht Klosterleute seien, die ihre Zunge nicht zähmen können; aber damit ist gewiß nicht gesagt, daß man stumm wie das Grab sein

soll. Wenn man jeden Morgen vor der Frühmette seine vierzig Paternoster und eben so viel Ave Maria gebetet, wenn man dasselbe vor der Messe, und dann wieder vor der Abendmette gethan hat, so darf man sich wohl erlauben, in aller Unschuld und Frömmigkeit einige Worte zu sprechen, besonders wenn man dieselben nicht an einen Bewohner des Klosters richtet.“ —

— „Wenn das ist“ — fuhr Bernhard fort — „so halte ich es für eine wahre Wohlthat, mit Dir zusammen zu sprechen, Bruder, damit Dir Deine Zunge nicht etwa am Gaumen festwächst. Nun laß mich Deine Gedanken über die Verhältnisse in diesem Kloster hören. Ist man zufrieden mit der Aebtissin oder herrscht auch hier, wie an andern Orten Unzufriedenheit und Eifersucht?“ —

— „Die ehrwürdige Mutter Ingegerd ist ein wahres Muster von Tugend und Gerechtigkeit. Wie kann man anders als zufrieden sein mit einer solchen von der heiligen Mutter Gottes ausgerüsteten Oberin?“ —

— „Das freut mich, daß die Stimmung im Kloster gut ist: aber außerhalb der Klostermauern spricht man viel von der Strenge der Aebtissin,

die, wie man im Volke behaupten will, dadurch manches Frauenzimmer abhält, den Schleier zu nehmen." —

— „Glaubt das nicht. Das ist nur Verläumdung, niedrige Verläumdung" — antwortete der Mönch mit Wärme. — „Die Aebtissin ist von Allen geehrt und geliebt, und Niemand hat noch Grund gehabt, über ihre Strenge zu klagen. Ihr sagt, edler Herr, daß sich manches Frauenzimmer aus Furcht abhalten ließe, den Schleier zu nehmen; aber das paßt nicht gut zu den Vorgängen, die während der letzten Monate im Kloster geschehen sind. Wir haben ja unaufhörlich Nonnen zu weihen, und die Zahl derselben ist bald voll. Es ist nicht länger als einen Monat her, seitdem Schwester Ingeborg den Schleier genommen hat, und unter dem Beistand der heiligen Jungfrau und aller Heiligen hoffe ich, daß wir binnen zwei Tagen wieder eine Braut Christi haben werden." —

— „Wer ist denn das Frauenzimmer, das bald Nonne werden soll?" — fragte Albrecht und Bernhard zu gleicher Zeit.

— „Sie heißt Elisif Wase" — erwiederte der Mönch.

Der König und Bernhard wechselten bei diesem Namen bedeutungsvolle Blicke. Der Mönch bemerkte sie jedoch nicht, sondern fuhr fort zu erzählen: — „Der mächtige Herr Erich Kettilsson ist ihr Vater und die reiche Frau Anna ihre Mutter. Man will wissen, daß der ehrwürdige Herr Benkt in Varnamo ihr traurige Tage prophezeihet habe und daß ihre Eltern, um diese trübe Wolke von ihrer geliebten Tochter abzuwenden, sie ins Kloster gebracht haben. Dort lernte Frau Birgitta's Tochter Katharina sie bald kennen, und zwischen diesen beiden Frauen, obgleich sie so verschiedenen Alters sind, entstand bald eine innige Freundschaft, die nur durch Katharina's Tod unterbrochen wurde. Gott segne die Seele der frommen Jungfrau! — Elisif blieb indessen im Kloster, um ihre Erziehung zu vollenden; allein als dieselbe vollendet war, wollte sie uns nicht verlassen. Sie schrieb viele zärtliche und bewegliche Briefe an ihren Vater, um seine Erlaubniß zu erhalten, der Welt für immer zu entsagen und Christi Braut zu werden. Doch dieser Plan gefiel dem Alten nicht; er schlug ihre Bitten kurz ab. So vergingen mehrere Wochen in der peinlichsten Ungewißheit für Elisif.“ —

— „Am Ende muß er doch den Bitten seiner Tochter nachgegeben haben“ — fiel Albrecht ein — „da sie nun den Schleier wirklich nehmen wird.“ —

— „Im Anfang wollte er seine Einwilligung durchaus nicht geben“ — versetzte der Mönch — „aber da er sah, daß Widerstand bei dem jungen entschlossenen Mädchen wenig nützte, so willigte er insoweit ein, daß er erklärte, falls sie ihre Ansichten innerhalb eines Jahres nicht ändere, wolle er sich ihren Wünschen in dieser Beziehung nicht länger entgegensetzen. Aber was geschieht? — Noch war keine Woche vergangen, so kam ein Eilbote mit Grüßen von Herrn Erich Kettilsson ins Kloster und brachte die Nachricht, er wolle nicht länger auf einem einjährigen Aufschub bestehen und ihr völlig freie Hand lassen, zu handeln, wie sie wolle.“ —

— „Kennt man denn die Ursache dieser plötzlichen Veränderung seiner Ansichten?“ — fragte der König.

— „Schwester Katharina Magnustochter, die große Kenntnisse in der Sterndeutungskunst besitzt“ — erwiederte der Mönch — „soll am Himmel

gelesen haben, daß sich merkwürdige Vorfälle im Lande zutragen werden; und man glaubt, daß diese Herrn Erich Kettilsson vermocht haben, seine Einwilligung zu geben." —

— „Was sind denn das für Vorfälle?" — fragte der König, dessen Gesicht sich bei diesen Worten zu verfinstern begann.

— „Katharina ist ein verschlossenes und wunderliches Wesen" — versetzte der Mönch. — „Sie sagt nie mehr, als was sie zu sagen gezwungen wird. Ich habe sie schon vielmals gefragt, was diese Vorfälle bedeuten sollten; allein sie giebt mir keine andere Antwort, als: — „„Geduld, mein Bruder, der Tag wird kommen, da auch in diesem Kloster sehr seltsame Dinge geschehen werden."" —

— „Ich möchte diese berühmte Seherin kennen lernen" — fiel Bernhard ein, indem er den Mönch spöttisch ansah.

— „Sie ist nur eine fromme gottselige Nonne" — antwortete dieser — „die von der heiligen Mutter Gottes mit großen Kenntnissen begabt worden ist, zukünftige Dinge vorher zu sehen. Wer sie übrigens ist und woher sie ihren Ursprung ableitet, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie in

fremden fernen Landen geboren sein muß, das hört man an ihrer Aussprache." —

— „Eine Ausländerin also!" — rief Bernhard verwundert. — „Aber ihr Name klingt doch schwedisch?" —

— „Den hat sie erst bei ihrer Hierherkunft angenommen" — antwortete der Mönch.

— „Ich wollte, ich könnte einmal mit ihr sprechen" — fuhr Bernhard fort.

— „Dieser Wunsch kann leicht erfüllt werden, wenn Ihr morgen gleich nach der Frühmette zeitig in den Garten geht, wo Ihr Katharina finden werdet, die vermöge ihres Amtes verbunden ist, mehrere während der Nacht verschlossene Thüren nach der Seeseite zu öffnen. Es steht Euch frei, die fromme Schwester anzureden, aber macht Euch nicht auf eine lange Unterhaltung gefaßt, denn sie hat noch nie ein überflüssiges Wort an Jemand verschwendet." —

— „Habt Dank für diese Nachricht" — erwiederte Bernhard" — „Ich werde sie nicht mißbrauchen. Nun lebt wohl für heute Abend! Wir sind müde von der Reise und bedürfen der Ruhe.

Morgen besucht uns wieder, wir werden dann Gelegenheit haben, unsere Unterhaltung fortzusetzen.“ —

— „Aber bevor wir uns trennen, sagt mir wenigstens“ — wandte der Mönch ein — „ob es wahr ist, was das Gerücht erzählt, daß keine Sicherheit mehr im Lande herrscht und daß der König selbst die Frevler begünstigt?“ —

— „Das ist unwahr!“ — erwiederte Albrecht heftig.

— „Aber so ganz ohne Grund mag das Gerücht doch nicht sein“ — fuhr der Mönch fort — „sonst hätte man wohl hier in Ostgothland mehr Sicherheit an Leben und Eigenthum. Einer unserer Brüder hat neulich eine Reise durch das Reich gemacht und erzählte“ — — —

— „Darüber wollen wir morgen weiter reden“ — unterbrach ihn Bernhard. — „Für jetzt gute Nacht!“ —

Der Mönch stand auf, nahm Abschied und entfernte sich, nicht ohne in seinem Innern die erschreckliche Schlafsucht der beiden Fremden zu tadeln.

Sobald er die Thür hinter sich geschlossen hatte, sagte Bernhard zum König: — „Die Erzählungen dieses Schwätzers werden uns sehr nütz-

lich sein. Für den Anfang muß Schwester Katharina für unsere Zwecke gewonnen werden, mag es kosten, was es will. Zufälliger Weise wird dieß leichter sein, als ich zu vermuthen gewagt habe, denn das Dunkel über ihre Herkunft läßt mich hoffen, daß nicht Alles so mit ihr steht, wie es stehen sollte, und daß sie unsere Bundesgenossin werden wird, wenn wir sie auf dem rechten Flecke treffen und verwunden können." —

Unter ferneren Berathungen verging die Zeit bis tief in die Nacht, wo sie sich schlafen legten.

Am folgenden Morgen zur Zeit der Frühmette waren Beide wieder wach und begaben sich nach der Anweisung des Mönchs in den Garten, um die fragliche Nonne zu treffen. Es dauerte auch nicht lange, so sahen sie dieselbe auf sich zu kommen.

— „Heil Dir, fromme Schwester!" — rief Bernhard, indem er sie ehrfurchtsvoll begrüßte. — „Der schöne Morgengesang hat auch uns Fremde geweckt und unsere Herzen zur Andacht gestimmt. Um wieviel mehr muß er nicht zu den durch das Glück begünstigten Wesen sprechen, die sich diesen herrlichen Erweckungen aus der Heimath der Engel

ununterbrochen hingegeben und ein Leben voller geistiger Genüsse führen können, ohne einen einzigen Vorwurf des ewig aufmerksamen Wächters in der eignen Brust — des Gewissens — fürchten zu müssen." —

Die Nonne stutzte anfangs über dieses unerwartete Zusammentreffen, allein durch Bernhards versöhnende Worte beruhigt, erholte sie sich bald und erwiederte mit sanfter Stimme: — „Dank sei der heiligen Jungfrau, wenn Du, mein Sohn, durch unsern Morgengesang zum Nachdenken über Deine Fehler erweckt worden bist. Laß Dich durch diese Erweckung Schritt vor Schritt näher zu den Pforten des Paradieses führen; und wenn Du einst Deine Seele von Sehnsucht brennen fühlst, Deine Zeit ausschließlich der Besserung Deines Herzens zu widmen, so komm zu uns und stimme mit ein in diese Morgengesänge, die heute einen Wiederhall in Deiner Brust gefunden haben." —

— „Du bist nicht immer so glücklich gewesen, wie jetzt" — fuhr Bernhard fort, indem er sie scharf betrachtete.

Katharina schien für den Augenblick zu staunen, dann antwortete sie:

— „Auch ich bin, wie Du, ein weltlich gesinntes Geschöpf gewesen, aber durch Buße und Gebet bin ich zum Besseren gewendet worden.“ —

— „Selig ist zu preisen“ — bemerkte Bernhard — „wer bei einer solchen Umwandlung im Stande ist, jede Erinnerung an die Vergangenheit zu verlöschen. Selig, wer während seiner Buße die Gedanken seines Herzens nicht auf einen Gegenstand gerichtet hat, der ihm früher lieb war und an den er jetzt nicht mehr denken darf, ohne ein Verbrechen zu begehen.

Die Nonne erblaßte und schlug die Augen zur Erde nieder.

Bernhard schwieg einige Minuten. Nachdem er sich aber von der Wirkung seiner Worte auf die arme Nonne überzeugt hatte, fuhr er fort:

— „Wenn die Erinnerung ein Verbrechen ist, dann wird das Leben eine Last! — Das ist der Grund, warum ich mich dem Klosterleben nicht widmen kann. Ich kann nicht vergessen, daß ich ein Mensch bin und daß ich ein Herz habe, welches —

ich bekenne es — schwach ist, aber doch so, wie es Gott geschaffen hat. Die Gefühle dieses Herzens zu unterdrücken und es gegen Alles auf Erden, außer gegen mich selbst, kalt und gleichgültig zu machen, das steht nicht in meiner Gewalt. Ich will frei sein, wie der Vogel in der Luft; ich mag keine Mauern, sollten sie auch durch den Namen Klostermauern vergoldet sein. Wäre es mein Loos, gleich so vielen andern gezwungen zu werden, meine Hoffnungen in einem Kloster zu begraben und dort eine Ruhe zu suchen, die mir das Geräusch der Welt nicht geben könnte, so würde ich lieber sterben, tausendmal lieber sterben, als mit meinen Erinnerungen in der Einsamkeit leben." —

Katharina war vor innerer Bewegung nicht im Stande zu antworten; sie bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und weinte laut und bitterlich.

— „Aber auch der Schiffbrüchige kann ja in der letzten Stunde noch eine Rettungsplanke finden" — setzte Bernhard seine Rede fort — „und so kannst auch Du, junges Weib, dem Schicksal noch

entgehen, hier lebendig begraben zu werden. Für Dich kann die Natur noch einmal ihre ganze mannichfaltige Pracht ausbreiten, und die Freuden des Weltlebens können Deine schwarzen Locken von Neuem mit frischen Blumen kränzen, nachdem Dich die eifersüchtigen Klosterregeln derselben so lange beraubt haben. Du wirst wieder denken und sprechen, wie früher, und Deine Erinnerungen werden Dir nicht geraubt werden. Das verspreche ich Dir im Namen eines Mannes, der mächtig im Lande ist, und stelle Dir nur eine Bedingung für Deine Befreiung aus dem Kloster; diese besteht darin, daß" — — —

Hier wurde er von Katharinen unterbrochen, die mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes rief: — „Halt ein, Frevler! Ich bin schon zerschmettert genug, um dieser neuen Strafe für meine Jugendfehler zu bedürfen." —

Nach diesen Worten verschwand sie hinter den Bäumen.

— „Es ist Schade, daß sie uns sobald verließ!" — sagte der König. — „Sie hätte uns bei unserm Vorhaben viel nützen können." —

— „Sie wird uns auch nützen" — erwiederte Bernhard. — „Ich habe ein Samenkorn in ihre Brust gelegt, das bald Früchte tragen wird. Laßt nur die Zeit wirken; ich prophezeihe Euch, daß wir noch vor Anbruch des Abends die Ernte von dieser Saat sehen werden!" —

* * *

Capitel VII.

Elisif Wase.

In einer der kleineren Zellen des oberen Geschosses hatte Elisif Wase ihre Wohnung. Wände und Decke des Gemachs waren weiß angestrichen, der Fußboden war mit kleinen Tannenzweigen bestreut, was nicht nur die Luft in dem geschlossenen Raum erfrischte, sondern zur damaligen Zeit auch für einen großen Luxus galt. An einer Wand über dem Bett war ein schwarzes Kreuz gemalt, das vom Fußboden bis hinauf an die Decke reichte; die übrigen Wände waren mit Gemälden bedeckt, die das Leben und die Leiden mehrerer christlichen Märtyrer darstellten. Die Möbeln bestanden in einem ungehobelten und unangestrichenen Bettgestell von Fichtenholz, das mit Stroh gefüllt und mit

einer groben wollenen Decke bedeckt war, aus einem einfachen Tisch von Eichenholz und zwei eben so anspruchslosen Stühlen von demselben Material. Neben dem Bett war eine Oeffnung in der Mauer, damit die Nonne sehen konnte, wenn die Lampe auf dem vor der Zelle hinlaufenden Corridor angezündet wurde, sobald die Zeit kam, das Bett zu verlassen und ihr Morgengebet zu verrichten.

Elisif saß am Tisch und war mit einer Gold- und Silberstickerei beschäftigt, welche sie ihrem Vater zu geben beabsichtigte; es sollte die letzte Erinnerung an seine geliebte Tochter sein, bevor diese sich aus der Welt zurückzog. Elisif war zu dieser Zeit zwanzig und etliche Jahre alt, eine ächt nordische Schönheit, lang und schlank, mit goldgelbem Haar und rosenrothen Wangen. Ihre Augen waren dunkelblau, wie der Himmel in einer kalten Winternacht, und von langen Wimpern beschattet. Der Mund war klein, die Lippen waren roth, und wenn sie sprach, zeigte sie zwei Reihen Zähne, weiß, von gleicher Größe und schön, wie man sie in unseren Tagen selten findet. Der Hauptausdruck ihres Gesichts war eine Güte, in der man sich nicht täuschen konnte; und wenn der Blick irgend jemals

der Spiegel des Herzens ist, so war er es hier. Sie war mit einem Wort ein Weib in der vollen Bedeutung des Wortes, gütig, zärtlich, gefühlvoll, und doch ohne Schwäche. Seit ihrem siebenten Lebensjahre im Kloster und unter der Leitung der strengen Arbtissin Ingegerd erzogen, hatte sie zeitig gelernt, für ihre eigne Person zu entsagen, für Andere aber Opfer zu bringen. Sie wußte kaum, daß es außer dem Klosterleben noch ein anderes Leben gab. Erst bei der Hochzeit ihrer mütterlichen Freundin Katharina (der Tochter der heiligen Birgitta) mit Eggert von Kyrnen, der sie — obwohl noch fast ein Kind — beiwohnte, ahnte sie, daß man auch außerhalb des Klosters leben könne. Da aber Katharina's Ehe nicht lange dauerte und Katharina bald wieder ins Kloster zurückkehrte, so wurde sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß es für sie keinen andern Platz auf Erden, als innerhalb der Klostermauern gebe. Ingegerd versäumte nicht, diese Meinung in ihr zu erhalten, und malte ihr die Gefahren des Weltlebens mit den düstersten Farben. Auch von der drohenden Weissagung wußte sie zu erzählen, die schon an Elisifs Wiege verkündet worden war und nothwendig Unruhe und

Bekümmerniß bei einem jungen Mädchen vor ihrem Charakter erregen mußte. Man wollte auch wissen, daß Katharina auf ihrem Krankenbett ihrer überlebenden Freundin zugeredet habe, im Kloster zu bleiben, obwohl dieß Elisif nie zugab. Aber von dieser Zeit an schien ihre Neigung lediglich darauf gerichtet zu sein, den Schleier zu nehmen und als wirkliche Nonne in das Kloster zu treten, zu dessen Vollendung die Verstorbene soviel beigetragen hatte.

Dieser Plan stimmte jedoch keineswegs mit den Absichten überein, die der reiche und mächtige Erich Kettilsson mit seiner einzigen Tochter hatte. Seit dem frühzeitig erfolgten Tod seiner Gattin Anna aus der Familie Gylle hatte er seine zarte Tochter ihrer Erziehung halber ins Kloster gebracht. Dazu wurde er theils durch die allgemeine Unsicherheit im Lande, theils durch den Umstand veranlaßt, daß die Klöster damals die besten, wenn nicht die einzigen Erziehungsanstalten im schwedischen Reiche waren. Mit Freude sah er, wie sich unter Ingegerds Leitung ihre schönsten Anlagen entwickelten und wie sie ihrer edeln Mutter mit jedem Jahr ähnlicher im Aeußern und Innern

wurde. Er träumte schon von der schönen Stunde, wann Elisif nach Vollendung ihrer Erziehung in die Burg ihrer Väter zurückkehren würde, um daselbst, wie ihre Mutter, der schönste Schmuck des Hauses zu sein. Allein dieses Glück war ihm nicht vergönnt. Sehr bald wurde er durch Elisifs Bitte überrascht, für immer im Kloster bleiben zu dürfen. Lange war er taub gegen diese Bitten, weil er sich die Möglichkeit nicht vorstellen konnte und wollte, daß ein junges, reiches und schönes Mädchen sich lieber in ein Kloster begraben, als den glänzenden Platz in der Gesellschaft einnehmen wollte, zu dem sie durch die Macht und den Reichthum ihres Vaters, sowie durch ihren Stand berufen war. Er behandelte deshalb im Anfang ihren Wunsch als einen kindischen Einfall und scherzte mit ihr und mit seinen Freunden darüber. Da sie jedoch ihre Bitten mit jedem Male, und zwar immer angelegentlicher wiederholte, erhielt die Sache eine ernstere Wendung und er begab sich eilends nach Wadstein, um selbst mit seiner Tochter zu sprechen und sie zu bestimmen, von einem Entschluß abzustehen, der nur das Unglück ihrer Zukunft herbeiführen konnte. Elisif war jedoch unerschütterlich in ihrer Meinung;

sie erklärte bestimmt, daß sie sich für zu schwach halte, den Schlingen zu entgehen, die das Leben in der Welt tagtäglich den Menschen lege, daß sie nur durch die strengsten Bußübungen im Kloster ihre Seele retten zu können glaube und daß sie hoffe, ihr Vater wünsche nur ihr W o h l, nicht aber ihre e w i g e V e r d a m m n i ß. Mit Thränen in den Augen bat er sie nur um Aufschub, indem er heimlich die Hoffnung nährte, daß sie bei genauerer Ueberlegung dem Willen ihres Vaters ihre eignen Wünsche opfern werde. Elisif ging auf diesen Aufschub ein, um ihrem Vater zu Willen zu sein, aber ihr Entschluß stand fest, sich nach Ablauf der bestimmten Zeit durch keine Macht auf Erden hindern zu lassen, den Schleier zu nehmen.

Lange vor Eintritt des Zeitpunktes, da der Vater seine Einwilligung zu geben versprochen hatte, falls seine Tochter bei ihrem Entschluß beharre, waren mit Erich Kettilssons eignen Ansichten über diese Angelegenheit große Veränderungen vorgegangen, zu denen ganz besonders die Lage des Landes beigetragen hatte. Ueberall hörte man von Gewalt uud Niederträchtigkeiten, die von den deutschen Voigten und ihren Landsleuten begangen wur-

den, und mehr als einer schwedischen Frau war bereits von diesen Landstreichern, die in großen Haufen im ganzen Lande umher streiften, Gewalt angethan worden. So mächtig er war, hielt er sich doch nicht für stark genug, mit seinen Dienern diese Gewaltthätigen abzuhalten, wenn sie für gut befanden, seine Burg anzugreifen, was er um so mehr zu befürchten hatte, als der Voigt von Ostgothland ein persönlicher Feind von ihm war und bei mehr als einer Gelegenheit versichert hatte, er werde mit oder ohne Herrn Erichs Erlaubniß einmal kommen und ihm einen Besuch in seiner Burg machen. Mit beklemmten Herzen beschloß darum der alte Mann, seine heitersten Hoffnungen auf der Erde zu opfern und einzuwilligen, daß seine Tochter zur Nonne geweiht werde. — „Da ist sie wenigstens sicher vor jeder Gewaltthätigkeit!" — äußerte er zu seinem eignen Trost, als er den Eilboten mit dieser Nachricht nach Wadstein abgesandt hatte. Aber eine Thräne trat bei dem Gedanken in seine Augen, daß er nunmehr keine Tochter habe, die ihm seine noch übrigen wenigen Lebensjahre versüßen könne.

Wir kehren nun zu Elisif zurück.

Sie hatte sich schon mehrere Stunden mit ihrer Stickerei beschäftigt, als Katharina Magnustochter in ihre Zelle trat.

— „Sei mir freundlich gegrüßt, liebe Schwester!“ — sprach Katharina, indem sie die Thür hinter sich schloß. — „Immer fleißig! Bist Du, wenn Du den Schleier genommen hast, eben so eifrig, Dein Paternoster zu beten und Deinen Körper durch Fasten und Buße zu kasteien, so wird wohl der Tag nicht weit entfernt sein, an dem ich Dich als Aebtissin dieses Klosters begrüße.“ —

— „Willkommen, Katharina!“ — erwiederte Elisif. — „Daß ich an dieser Stickerei eifrig arbeite, darf Dich wohl nicht wundern, da Du weißt, daß dieselbe für meinen Vater bestimmt und wahrscheinlich das Letzte ist, was ich ihm in diesem Leben schenken kann.“ —

— „Für Deinen Vater! Immer höre ich Dich von Deinem Vater sprechen“ — rief Katharina. — „Hast Du denn kein anderes Wesen auf der Erde, das Dich interessirt, als Deinen Vater?“ —

— „Wer sollte wohl außer ihm eine mutterlose Tochter lieben?“ fragte Elisif verwundert über Das, was sie hörte.

— „Glücklich, wer wenigstens noch eines von seinen Eltern besitzt" — erwiederte Katharina mit sichtbarer Bewegung. — „Hätte ich nur einen Vater am Leben gehabt, wie Du, so würde mich jetzt nicht das Nonnengewand kleiden, so würden mich jetzt nicht diese düsteren Mauern gefangen halten." —

— „Still, Schwester, still! Eine solche Sprache ist gottlos und verdient den Tadel unserer frommen Mutter Ingegerd." —

— „Ich kann mir nicht helfen, wenn meine Worte verbrecherisch sind; aber was ich gesagt habe, ist Wahrheit, und die Wahrheit ist ja eine Pflicht, welche uns die heiligen Regeln des Klosters auferlegen." —

— „Mehr als einmal habe ich Dich über Dein Schicksal klagen hören, Katharina. Bist Du denn nicht glücklich in diesem Kloster? — Hast Du hier nicht Alles, was Du Dir wünschen kannst?" —

— „O, Du weißt nicht, was es sagen will, wenn die Erinnerung ein Verbrechen ist. Wer wie ich gelitten hat, sollte das Recht haben, in seinen Erinnerungen zu leben; und dennoch ver=

bieten mir die Regeln des Klosters, mich meines vergangenen Lebens zu erinnern." —

— „Kann Dir die Theilnahme einer Freundin von Nutzen sein, so lege Deinen Kummer in meiner Brust nieder, Schwester. Du wirst mich stets bereit finden, über Deine Schmerzen mit Dir zu weinen, so wie ich mich mit Dir über Alles freuen werde, was Dir lieb ist. Erzähle mir, wenn Du kannst, die Schicksale Deines Lebens. Du hast so oft über die Erinnerung geklagt, ohne daß ich einsehen konnte, was diese Erinnerung ist, die Dir so vielen Kummer bereitet. Schenke mir Dein Vertrauen, ich werde es nicht mißbrauchen." —

— „Gern will ich Dir mittheilen, was Niemand in diesem Kloster weiß" — antwortete Katharina. — „Du bist die Einzige unter allen diesen Wesen meines eignen Geschlechts in diesem Gefängniß, die verstehen kann, was ich gelitten habe und was ich noch leide. Du bist die Einzige, die mich hier entsagen und vergessen lehren kann. So höre denn und urtheile selbst.

Im Süden, weit von diesem Nord, wohnt ein Volk, bekannt wegen seiner Tapferkeit, das in

vielen christlichen Ländern blutige Spuren hinter sich gelassen hat. Dieses Volk nennt man hier in Europa Mauren. Von diesem Volk leite ich meine Herkunft ab. Mein Vater war ein tapferer und mächtiger Häuptling; meine Mutter war eine jener Schönheiten des Südens, welche mit dem Feuer ihrer Augen die Welt regieren können. Der Glanz der Sonne war nicht blendender, als der Glanz ihrer Augen; ihre Gegenwart reichte hin, die kühnsten Pläne zu hemmen und die Löwen zu ihren Sklaven zu machen; ein Wort aus ihrem Munde war wie eine Botschaft von höheren Mächten; die Kraft ihrer Worte wurde nicht bezweifelt; der große Haufen gehorchte ihr blind. Mein Vater freute sich des großen Einflusses, den sie hatte; denn obwohl er selbst bei mehr als einer Gelegenheit ihren Launen hatte nachgeben müssen, war er doch zu klug, um die Macht anzuwenden, die im Orient der Mann über das Weib besitzt. Durch sie leitete er seinen ganzen Stamm und führte ihn stets zu neuen Großthaten und frischen Lorbeern. Kein Feind vermochte seinen siegreichen Kriegern zu widerstehen und das Gerücht verkündete bald dem erschrockenen Europa, daß ein Haufe Mauren, von

einem außerordentlichen Helden und einer begeisterten Heldin geführt, sich unter Blut und Lorbeern nähere. Mehr als eine Schaar von christlichen Rittern suchte sie in ihrem Vordringen aufzuhalten; aber vergebens — der Strom bahnte sich seinen Weg über die Leichen der Christen und wogte dem heiligen Grabe immer näher. Da sammelten sich mehrere zerstreute christliche Heere von neuem um das Banner eines edeln Kreuzritters, und in dem Kampfe, der nun erfolgte, wurde der ganze maurische Stamm vernichtet, entweder gefangen oder getödtet. Mein Vater kämpfte, bis Blutverlust und Ohnmacht seinen Arm kraftlos machten; er sank auf seine Knie, entblößte seine Brust und empfing den Todesstreich von einem wüthenden Feind. Meine Mutter war während des Kampfes verschwunden, man weiß nicht, wohin. Das Volk glaubte, sie sei unter die Heiligen des Paradieses erhoben worden. So, mit einem Male des Vaters und der Mutter beraubt, wurde ich die Beute eines Kreuzritters. Ich war damals noch ein Kind, aber ich werde diesen Tag des Entsetzens nie vergessen, an dessen Morgen ich frei und die Tochter eines Häuptlings von einem unbesiegten Volks=

stamm war und an dessen Abend ich gefangen unter den blutigen Ueberbleibseln der Meinigen lag. Mein Herr führte mich als Sklavin an Neapels herrlichen Strand, wo damals eine schöne Königin herrschte, welche Johanna genannt wurde. Dieser Königin, die an meinem Aussehen Gefallen fand und Mitleid mit meinem Unglück hatte, wurde ich von meinem Gebieter geschenkt. Ich gab mir Mühe, die Gunst meiner neuen Herrin zu erwerben, und dieß gelang mir in kürzerer Zeit, als ich erwartet hatte. Die Königin war Wittwe, aber noch jung und reizend. Ihr Herz war gut, aber ihre Gemüthsart heftig und nicht daran gewöhnt, Widerstand zu dulden. Dieß sah ich bald ein und richtete mich darnach. Jeder Laune der Königin beeilte ich mich schneller zuvorzukommen, als es irgend Jemand konnte, so daß sie mich für völlig unentbehrlich hielt und mich Tag und Nacht an ihre Person fesselte. Demungeachtet blieb ich immer Sklavin; mochte nun die Königin dieses Verhältniß wirklich vergessen haben oder sich stellen, als ob sie es vergessen hätte — genug, meine Ketten wurden mir nicht abgenommen, und ich war zu stolz, um eine Freiheit zu fordern, die man mir —

wie ich täglich erwartete — unaufgefordert anbieten mußte.

Da traf die wegen ihres frommen Lebenswandels schon berühmte Frau Birgitta in Neapel ein, die mit ihrer Tochter Katharina und ihren beiden Söhnen Birger und Karl auf einer Reise ins heilige Land begriffen war. Die Königin hatte viel von dieser frommen Frau sprechen hören und wünschte sie in Beisein ihres Hofes mit Pracht und Festlichkeiten zu empfangen. Und dieß geschah auch. Auf ihrem Thron sitzend und von ihrem ganzen Hof umgeben, empfing die schöne Königin diese Gäste aus dem kalten Norden. Sie war glänzend gekleidet und mit Edelsteinen ohne Zahl geschmückt; nie hatte ich sie schöner, als an diesem Tage gesehen.

Birgitta und Katharina dagegen waren in einfache, graue Gewänder gekleidet, die um den Leib mit einer langen weißen wollnen Schnure zusammengebunden waren, von welcher der Rosenkranz herabhing; um den Kopf trugen sie Tücher von weißer Leinwand. Daß dieser einfache Anzug in einem Zimmer, wo Alles von der Königin bis zu dem niedrigsten Hofbeamten herab von Pracht glänzte,

viel Aufsehen erregen mußte, war natürlich; aber nachdem das erste Staunen vorüber war, wurde man von dem wahrhaft religiösen Wesen dieser beiden Frauen ergriffen. Frau Birgitta war klein von Wuchs und mager, aber es lag etwas Unerklärliches, etwas Ueberirdisches in ihren blauen Augen und in ihrem sanften Gesicht. Katharina dagegen war, wie Du wohl weißt, Schwester, lang und schlank von Wuchs und hatte eine Haut, so weiß, wie der Schnee auf den Bergen ihres Heimathlandes. Sie war schön, vielleicht schöner als die Königin; aber ihr Blick hatte nicht jenen Reiz, der die ganze Schaar der Hofleute bezauberte; er drückte soviel Bewunderung aus, daß nicht einmal Jemand von ihnen seine Stimme zur Bewunderung zu erheben wagte.

Nach ihnen trat Birgitta's jüngster Sohn Birger in den Saal. Wir kennen ihn beide; ich brauche Dir darum diesen ruhigen, sanften und redlichen Mann, der die Liebe seiner frommen Mutter so wohl zu behalten wußte, nicht zu beschreiben. Er war bei dieser Gelegenheit, wie immer, einfach, aber würdig gekleidet; um die Schultern

hatte er einen weißen Mantel geworfen, um den Leib trug er einen Gürtel ohne allen Schmuck.

Zuletzt kam der ältere Sohn Karl, eine schöne Gestalt, wie sie nur der Norden hervorbringen kann. Gesundheit glänzte in seinem vollen Gesicht, Jugend zeichnete die anmuthigen Bewegungen seines Körpers aus. Auch er war blond, wie seine Mutter; aber in seinen Augen zeigte sich keine ruhige Frömmigkeit, nur Feuer und Flammen blitzten daraus hervor. Wenn ich mir einen Mann vorstellen könnte, wie er sein muß, so würde ich mir Karl zum Ideal nehmen. Er besaß den hohen Wuchs und die männliche Kraft des Nordländers in Verbindung mit dem feurigen Wesen und dem kühnen Blick des Südländers. Er trug einen anliegenden Rock von blauer Farbe, einen silbernen Gürtel um den Leib und Ordensketten um den Hals, ein Schwert mit goldnem Griff an der Hüfte und um die Schultern einen Mantel von Hermelin, der durch Kostbarkeit und kunstreiche Arbeit Aller Bewunderung auf sich zog. Selbst in dem üppigen Neapel hatte Niemand solche Pracht an sich, und dazu kam noch, daß der Fremde aus einer Gegend kam, die uns fast ganz unbekannt war.

Auch die Königin blickte mit merklichem Wohlgefallen auf den schönen jungen Mann und hieß ihn auf eine Weise willkommen, die keinen Zweifel an dem Eindruck übrig ließ, den er auf ihr Herz gemacht hatte. Sie erbleichte zuerst, als sie ihn erblickte; aber diese Bläße verwandelte sich eben so schnell in die glühendste Purpurröthe, und dabei wogte ihre Brust so heftig auf und nieder, daß sie die Bewegung verrieth, die in ihrem Innern herrschte.

Es war damals Brauch dort zu Lande, daß diejenigen, welche sich dem Thron näherten, niederknieten und die Füße des Regenten küßten. Birgitta, ihre Tochter und ihr jüngster Sohn trugen kein Bedenken, zu thun, was die Landessitte gebot. Aber Karl behagte dieß nicht. Nachdem er die Königin ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, trat er dreist zu ihr und küßte sie auf den Mund anstatt auf die Füße. Diese Kühnheit erregte großes Auffehn und alle Anwesende im Saale stürzten herbei, um den übermüthigen Jüngling zurückzuhalten. Sogar seine Mutter erschrak dermaßen, daß sie nicht sprechen konnte, und zitterte vor den Folgen dieser Handlung. Aber die Königin war die Einzige, welche

ruhig blieb, denn diese Kühnheit mißfiel ihr nicht. Sie hatte eine heftige Zuneigung für den jungen Mann gefaßt und beschloß in diesem Augenblick, ihn zu ihrem Gatten zu erheben. Entschluß und Ausführung sind eins bei einem Weib von so lebhaftem Temperament, und bald wußte der ganze Hof, welche Ehre dem jungen schwedischen Ritter zugedacht war. Man wünschte ihm Glück, man wetteiferte um seine Gunst, man nannte ihn bereits den Fürsten. Aber Frau Birgitta wollte nichts von einer solchen Ehre für ihren Sohn hören. — „Er ist in Schweden schon verheirathet mit Göda Kettilstochter“ — sagte sie zur Königin — „und kann also nicht Dein Gemahl werden, o Königin, so groß auch diese Ehre ist!“ —

Johanna war nicht daran gewöhnt, auf Widerstand zu stoßen. Bis zu dieser Stunde war keiner ihrer Wünsche unerfüllt geblieben. Sie erstaunte über die Möglichkeit, daß nicht jeder ihrer Wünsche Gesetz für Alle war, die in Berührung mit ihr kamen, und ich hörte sie mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, zu Frau Birgitta sagen: — „Darum kümmere ich mich wenig. Dein Sohn

soll mein Gemahl werden. Ich will es. Dieß sei Dir genug!" —

Mehr hörte ich nicht. Sinnlos fiel ich zu Boden und wurde von einigen nahestehenden Hofbeamten fortgetragen. Als ich aus meiner langen Ohnmacht wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem Bett liegend, von der Königin selbst und von einigen ihrer vornehmsten Damen umgeben. Der erste Gegenstand, der vor meine erwachenden Augen trat, war Johanna's Gesicht. Ich kann den Ausdruck nicht beschreiben, der deutlich darin zu lesen war. Nie hatte ich in einem Antlitz so viel Verdruß mit Verachtung gemischt gesehen. Nicht ein Wort kam über ihre schwarzblauen Lippen, aber ihre Augen waren mit Blut unterlaufen, als wollten sie aus dem Kopfe springen. Nach einigen Minuten, die mir so lang wie Stunden vorkamen, verließ sie das Zimmer, nachdem sie mir einen Blick zugeworfen hatte, den ich nie vergessen werde.

Als ich wieder allein mit einem andern Mädchen, ebenfalls einer Sklavin wie ich, war, begann ich meine verwirrten Gedanken zu ordnen. Es war natürlich, daß ich mir zuerst die Frage vor-

legte: — „„Was habe ich gethan, um mir den Zorn der Königin zuzuziehen?““ — In meiner eignen Erinnerung suchte ich vergebens nach einer Antwort, aber ich erhielt sie bald von der Sklavin, die an meiner Seite saß. — „„Du hast phantasirt, arme Leila““ — sagte sie, indem sie bedenklich den Kopf schüttelte — „„und in diesen Phantasieen hast Du Vieles gesagt, was besser ungesagt geblieben wäre.““ —

— „„Was ist es, das ich gesagt habe?““ — rief ich ängstlich und ahnte im Voraus die schreckliche Wirklichkeit.

— „„Du sagtest unter Deinen Phantasieen““ — fuhr sie fort — „„daß Dir die Königin den Liebling Deines Herzens rauben wolle, daß der fremde Ritter Dir und keiner Andern gehöre und daß trotz aller Macht und Gewalt der Königin Dir nur der Tod denselben rauben solle.““ —

Ich schauderte bei diesen Worten. Mein Geheimniß war also gegen meinen Willen verrathen. Beklage mich, meine Freundin, ich hatte eine eben so heftige Neigung für Karl gefaßt, wie meine eigne Königin. Ich konnte nicht ahnen, daß sie meine Nebenbuhlerin werden würde; aber die Ge=

wißheit dieses Umstandes war wie ein Donnerschlag auf mich gefallen und hatte mir die Besinnung geraubt. Während meines Phantasirens hatte ich unglücklicher Weise den Zustand meines Herzens verrathen.“ —

— „„Hörte die Königin Alles, was ich in meinen Phantasieen sprach?““ — fragte ich.

— „„Sie hat jedes Wort gehört““ — antwortete die Sklavin. — „„Aber tröste Dich, Deine Vermessenheit, mit unserer Herrscherin um die Liebe eines Mannes wetteifern zu wollen, hat nunmehr nichts zu bedeuten, denn er““ — — —

Sie zögerte, weiter zu sprechen, und sah verlegen aus.

— „„Was willst Du sagen?““ — rief ich. — „„Fahre fort, ich bitte Dich!““ —

— „„Wenn Du durchaus die Wahrheit hören willst““ — sagte sie endlich — „„so erfahre denn, daß Dein und der Königin Liebling — — nicht mehr ist.““ —

— „„Großer Gott! — Er ist nicht mehr! — Was soll das heißen?““ — fragte ich, während ich mich fast bewußtlos von meinem Bett erhob.

— „„Ritter Karl lebt nicht mehr. Zu dieser Stunde ist nichts mehr von ihm übrig, als sein entseelter Leichnam, über welchen die trauernde Mutter in ihrer Verzweiflung bittere Thränen weint.““ —

— „„Also todt! Todt!““ — rief ich von Schmerz übermannt und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen. — „„Verwünscht sei diese Königin, die ihn aus niedriger Eifersucht morden lassen konnte! Freudenlos sei jede übrige Stunde ihres Lebens, und sie selbst möge vor der Zeit verwelken, wie eine Pflanze, an deren Wurzeln der Wurm nagt!““ —

— „„Halt ein! Halt ein mit diesen schrecklichen Verwünschungen!““ — rief die erschrockne Sklavin und legte die Hand auf meinen Mund, um mich zu hindern, weiter zu sprechen. — „„Deine Wünsche könnten ja möglicher Weise in Erfüllung gehen, und dann wäre Dein Gewissen mit einem Verbrechen belastet. Uebrigens sind diese Beschuldigungen gegen die Königin ungerecht. Sie hat keinen Theil an dem Tod des Ritters. Urtheile selbst und höre, wie es zugegangen ist!““ —

Sie erzählte nun, wie Birgitta lange mit guten Worten zu überzeugen gesucht habe, daß eine Heirath mit dem Ritter, da dieser schon verheirathet sei, zu den Unmöglichkeiten gehöre. Demungeachtet sei die Königin fest bei ihrer Meinung geblieben, daß sie Alles thun könne, was sie thun wolle. Die alte Frau wandte sich dann an ihren Sohn Kärl und forderte diesen auf, seine Mißbilligung einer Doppelehe offen auszusprechen. Ihr Sohn zauderte einen Augenblick, sich auszusprechen. Die Mutter, welche befürchtete, daß er sich durch dieses glänzende Anerbieten zu einem Verbrechen könnte verleiten lassen, das in ihren Augen unerhört war, sah in dem Allen einen Versuch des Teufels, sie und ihr Kind zu versuchen und zu verderben. Sie nahm ihre Zuflucht zu Gott und betete innig, daß das große Unglück, welches ihrem Sohn drohe, auf eine oder die andere Weise abgewendet werden möge. Kaum hatte sie dieses Gebet gesprochen, so fühlte Karl sich unwohl. Mit wankenden Schritten suchte er sich an einen Pfeiler des Saales zu schützen, aber ehe er an denselben gelangte, verdunkelten sich seine Augen und er sank todt auf den kalten Marmorboden nieder. So

wurde Frau Birgitta's Gebet schneller erhört, als sie erwartet hatte; aber ihr liebendes Mutterherz blutete, obwohl sie in ihrem Innern dem Herrn für das dankte, was er gethan hatte.

Diese Erzählung machte tiefen Eindruck auf mich; sie klärte mich über den Irrthum auf, worin ich über den Antheil der Königin an Karls plötzlichem Tod geschwebt hatte. Ich hatte sie also ungerechter Weise eines Verbrechens beschuldigt, und was noch schlimmer war, ich hatte in der Hitze Verwünschungen über sie ausgesprochen, welche nun — davon war ich fest überzeugt — eine gerechte Vorsehung mit doppelter Schwere auf mein Haupt zurückfallen lassen mußte. Die Vorwürfe meines Gewissens beunruhigten mich im höchsten Grade, aber dennoch konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, der mir unaufhörlich vorschwebte, wie ich durch seinen Tod wenigstens so viel gewonnen hatte, daß die Königin *ihren* Wunsch nicht erfüllt sah, wenn ich auch seiner beraubt war. Meine Reue war deshalb nicht aufrichtig und — ich bekenne es jetzt offen — sie hat später die Ruhe aus meiner Brust vertrieben und mich mit mir selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden ge-

macht. Doch, laß mich in meiner Erzählung fortfahren! — — —

Eine schwere Krankheit, wie ich glaube, durch die Erschütterung veranlaßt, die mein ganzes Wesen durch den Vorfall mit dem Ritter Karl erlitt, hielt mich lange ans Bett gefesselt. Als ich endlich genesen war, empfing mich die eben so frohe, als unerwartete Nachricht, daß mir die Königin die Freiheit unter der Bedingung geschenkt habe, Christin zu werden und Frau Birgitta in den Norden zu begleiten, sobald sie mit ihren beiden Kindern von Jerusalem zurückkommen würde. Diese Nachricht erfreute mich, denn ich haßte jetzt den Ort, der Zeuge meines Unglücks gewesen war, und fürchtete ein Zusammentreffen mit der Königin, die ich beleidigt hatte und die mir mein Leben nehmen konnte, ohne Jemand darüber Rechenschaft geben zu müssen. Sie erfreute mich auch deshalb, weil ich die Freiheit wieder erhielt, wenn auch mit Aufopferung der Religionslehre, in der ich erzogen war. Allein diese Lehre hatte durch meinen fortwährenden Umgang mit Christen schon längst ihren Einfluß auf mich verloren und ich war damals in der That ohne alle Religion, blos von der gesun-

den Vernunft und einer inneren Neigung für das Gute geleitet. Ich ließ mich darum ohne Bedenken taufen und erfüllte alle die äußern Pflichten einer Christin mit einem Eifer, der Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. In Rom, woselbst ich in allen Lehren der katholischen Religion unterrichtet wurde, erhielt ich vom heiligen Vater selbst den Segen bei der Taufe; und als Frau Birgitta von ihrer frommen Pilgerschaft dahin zurückkam, legte sie ihre Hände auf mein Haupt und segnete mich. Da war mir's, als ob ich mich ruhiger im Gemüth und glücklicher fühlte, als ich jemals gewesen war. Aber die alte Frau endigte ihr Leben zu schnell in dem dortigen Kloster St. Lars, und ich erhielt nun den Auftrag, mit ihren beiden Kindern die kostbaren Ueberreste der seligen Entschlafnen nach Schweden zurückzubringen. So lange diese Reise dauerte, und auch später nach unserer Ankunft in Wadstein bis zum Tod der frommen Katharina war ich zufrieden und glücklich und begann wirklich zu glauben, daß ich vergessen könnte, was geschehen war. Katharina leitete mich durch die Festigkeit ihres Charakters und durch ihre Beredtsamkeit. Sie vermochte mich nicht nur mein

Inneres ernstlich zu prüfen, sondern auch freiwillig, und mit Eifer die selige Ruhe für das Herz zu suchen, die nur das Klosterleben schenken kann. Ich war eine der ersten, die in dem neu eingerichteten Kloster den Schleier nahm; aber Katharina war nun todt — die Freundin, deren tröstende Worte Ruhe in mein gequältes Herz gegossen hatten, war mir verloren. In der Einsamkeit meiner Zelle suchte ich mich wohl zu überzeugen, daß es nunmehr blos von mir selbst abhing, mir diese Ruhe zu erhalten; ich fastete, ich betete, ich legte mir die strengsten Bußübungen auf. Aber dieß war noch nicht genug; meine Gedanken richteten sich immer mehr auf die Vergangenheit, und mit dieser kehrte auch die Unruhe in mein Herz zurück, die so lange daraus vertrieben gewesen war. Die Aebtissin, der ich den Zustand meines Herzens mittheilte, stieß mich kalt von sich und legte mir neue Bußübungen, strenger als die früheren, auf. — „„Züchtige Deinen Leib““ — sagte sie — „„bete und wache, denn der Teufel hat Gewalt über Deine arme Seele erhalten und wird sie unfehlbar in den Abgrund der ewigen Qualen hinabziehen.““ — Ich that treulich, was sie gebot. Ich zer-

fleischte meinen Körper unbarmherzig mit der schärfsten Geißel, die ich bekommen konnte; ich nahm nicht mehr Nahrung zu mir, als zur Erhaltung meines Lebens unumgänglich nothwendig war; in der Einsamkeit, wie in der Kirche, im Dunkel der Nacht, wie beim Licht des Tages erhob ich die innigsten Gebete zu der Jungfrau Maria und zu allen Heiligen — — aber vergebens — ich konnte die Vergangenheit nicht vergessen. Karls ritterliche Gestalt schwebte unaufhörlich vor meinen Augen und tausendmal des Tages rief ich mir alle Umstände seines Todes ins Gedächtniß zurück. Bitter waren die Vorwürfe, die ich mir bei diesen Erinnerungen machte, aber sie wurden noch bitterer, als einst ein Pilger die Nachricht von Neapel mit hierherbrachte, daß die Königin Johanna seit meiner Abreise nicht einen einzigen frohen Tag gehabt habe, daß sie von irgend einem geheimen Schmerz verzehrt dahin welke und daß die Aerzte das baldige Ende ihres Lebens vorausgesagt hätten. Diese Nachricht, die meine schon längst heimlich gehegte Furcht zur Gewißheit machte, daß meine durch Rache hervorgerufenen Verwünschungen in Erfüllung gehen würden, machte das Maß meines Un=

glücks voll. Was meine Mitsklavin in Neapel vorhergesagt hatte, war eingetroffen: mein Gewissen war durch ein neues Verbrechen belastet, durch die schwärzeste Ungerechtigkeit und Undankbarkeit gegen meine Wohlthäterin. Von diesem Tag an war mir das Kloster ein Schrecken; ich fuhr zwar fort, meine Pflichten als Nonne zu erfüllen, aber ich that es ohne Nachdenken und ohne Nutzen für meine Seele. Alle meine Wünsche vereinigten sich in dem einzigen, Neapel besuchen und an Karls Grabe Johanna um Verzeihung für das freudenlose Leben bitten zu dürfen, das ich der Armen durch meine gottlosen Verwünschungen zugezogen hatte. Vergeblich ist bisher mein Bemühen gewesen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen; meine Hoffnungen in dieser Beziehung sind stets an Unmöglichkeiten gescheitert, die da entstanden, wo ich keine zu finden geglaubt hatte. Heute zeigt sich wieder ein Schimmer von Hoffnung an meinem sonst so verdunkelten Horizont; allein ich fürchte, daß dieses Licht, das mir aus der Entfernung so lockend erscheint, gleich allen meinen Hoffnungen ein betrügliches Irrlicht ist, das blos aufblitzt und verschwindet.“ —

Gegen das Ende dieser Erzählung, die mit einer den Bewohnern des Südens angebornen Lebhaftigkeit vorgetragen wurde, schien Katharina mehrere Male ihre Gefühle nur mit Mühe unterdrücken zu können. Wenig fehlte, so wäre sie in lautes Weinen ausgebrochen. Elisif war dem Gang der Erzählung mit Aufmerksamkeit gefolgt und hatte an den verschiedenen Wechseln derselben regen Antheil genommen. Das Gemälde des Lebens, das vor ihr aufgerollt wurde, war so reich und mannichfaltig, aber auch zugleich so neu für sie, die mit der Welt ganz unbekannt war, daß sie im Anfang blos erstaunte; als sie aber im Fortgang der Erzählung wieder zum ruhigen Nachdenken gelangte, gewann die Güte, die bei ihr stets das herrschende Element war, ihren Einfluß wieder und sie beklagte aufrichtig das arme Wesen, das für ihr aufgeregtes Herz keine Ruhe innerhalb der Mauern des Klosters finden konnte und doch verbunden war, ihre gesammte Lebenszeit hier zuzubringen. Billigen konnte sie den ausgesprochnen Wunsch ihrer Freundin, das Kloster zu verlassen und sich aufs Neue den Versuchungen und Schlingen der Welt auszusetzen, nicht; sie für ihre Per-

son war ganz entgegengesetzter Ansicht und wollte gerade gegen die Gefahren der Welt Schutz im Kloster suchen; aber — „Katharina hat mehr als ich gelitten" — dachte sie — „ich darf sie deshalb nicht von demselben Gesichtspunkt betrachten, wie mich. Wenn ich nur etwas für ihre Ruhe thun könnte, wie gern wollte ich Tag und Nacht mit ihr wachen und beten! Aber ihr Klostergelübde! Einen Eid zu brechen ist sündhaft. O, heilige Mutter Gottes, bewahre sie vor einem Verbrechen, das so niedrig wie ein Meineid ist!" —

Während dieser stillen Betrachtungen Elisifs stand Katharina einige Schritte von ihr entfernt, blaß und zitternd da und erwartete mit Ungeduld, was das junge Mädchen sagen würde, nachdem sie ein Bekenntniß gehört hatte, das sie vorher noch keinem Menschen mitgetheilt hatte. Sie hatte diese Geheimnisse so lange in ihrer Brust verwahrt, daß es ihr nur fast unglaublich vorkam, wie sie dieselben Jemand hatte entdecken können. Es war nicht die Furcht vor Vorwürfen, die für einige Augenblicke das Blut in ihren Adern stocken ließ, es war Ueberraschung und Verwunderung über ihre eigne Schwäche, daß sie den Zustand ihres Herzens,

den sie so viele Jahre verborgen zu halten im Stande gewesen war, nunmehr verrathen hatte.

— „Es ziemt mir bei meiner Jugend und Unerfahrenheit nicht“ — sagte endlich Elisif — „Dir, Schwester, die Du um mehrere Jahre älter bist, als ich, einen Rath zu geben. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde mich nichts in der Welt bestimmen können, diese ruhige Freistätte zu vertauschen, wäre es auch gegen das prächtigste Schloß. Wo willst Du Ruhe finden, wenn nicht im Kloster? — Hörst Du nicht fortwährend davon erzählen, wie verworren es in der Welt aussieht? — Wohin man sich wendet, trifft man nur Feinde. Alle Bande des Blutes sind aufgelöst; sogar eine Nonne, wenn sie sich außerhalb ihres Klosters zeigt, ist nicht sicher vor Gewalt. Welch' ein Glück kannst Du unter Menschen erwarten, die Gottes Gesetze und Gebote so vergessen können?“ —

— „Das Glück, das ich suche“ — erwiederte Katharina — „besteht darin, zu vergessen und mich zu zerstreuen. Verworrener kann es in der Welt nicht sein, als es in meiner Brust ist. Hier in diesem Kloster ist es zu ruhig, zu still; ich will nur freie Wesen treffen, die nicht durch Kloster-

regeln gebunden sind, die an meinen Leiden theilnehmen können und verstehen, was während sechzehn langer Jahre in diesem zerrissenen Herzen vorgegangen ist." —

— „Aber Dein Eid, Katharina!" — rief Elisif. — „Kannst Du Deinen Eid vergessen?" —

— „Fürchte nicht, liebe Schwester, daß ich jemals so tief fallen könnte, einen Meineid zu begehen. Nein, davon bin ich weit entfernt. Ich kenne meine Pflicht gegen das Kloster und gegen die Aebtissin; ich kann unglücklich sein, aber ich werde wenigstens mein Gewissen nicht mit einem neuen Verbrechen belasten." —

— „Wie willst Du denn Wadstein verlassen können, ohne Dein Klostergelübde zu brechen?" —

— „Dazu bietet sich jetzt eine Gelegenheit, die ich nach meiner Ansicht nicht verwerfen darf und über die ich den Rath einer guten Freundin einholen will." —

— „Und diese Gelegenheit" — — —

— „Seit gestern sind zwei Fremde im Kloster, die aus weiter Ferne zu kommen und blos

ein Obdach für ihre Häupter während eines kurzen Aufenthalts in Wadstein zu suchen behaupten. Sie geben sich für arme Ritter aus, aber ihre Reden scheinen zu zeigen, daß sie beide vornehm und mächtig sind. Heute morgen bei meinem Besuch im Garten traf ich sie, und ich gestehe, sie kamen mir ganz anders vor, als sie selbst scheinen wollten. Der eine von ihnen ist ein breitschultriger Herr mit einem so stolzen Aussehn, daß selbst der König nicht vornehmer aussehen kann. Der andere ist ungewöhnlich lang und hat ein häßliches, unangenehmes Aeußere, aber eine sehr fließende Zunge. Er war es besonders, der mir die Möglichkeit vorstellte, noch einmal hier im Leben frei wie ein Vogel in der Luft zu werden, ohne für diese Freiheit einen Meineid zu begehen." —

— „Aber ich begreife nicht, wie dieß möglich ist. Erkläre Dich näher!" —

— „Er sagte, er hätte Einfluß genug bei einem mächtigen Mann, um mir in dessen Namen die Freiheit versprechen zu können." —

— „Wer sollte denn dieser mächtige Mann sein? — Sagte er dieß nicht ebenfalls?" —

— „Ich vermuthe, er meinte damit den heiligen Vater in Rom, denn kein anderer Mensch kann ja ein Klostergelübde lösen. Wenn er nun wirklich diesen Einfluß auf den heiligen Vater besäße — und warum sollte er ihn nicht haben, da ich ja keinen Grund habe, seine Worte zu bezweifeln? — so würde ich mir ja unnöthiger Weise ein Glück rauben, nach welchem ich so manches Jahr voll Betrübniß geseufzt habe.“ —

— „Aber — vergieb mir meine Zweifel, Schwester — welche Absichten kann er bei seinem Anerbieten haben? — Erregt es nicht Mißtrauen in Dir, daß ein Fremdling, der Dich zum ersten Mal in seinem Leben sieht, Dir Das verspricht, was Du Deine Freiheit nennst, ohne irgend einen Plan dabei zu haben?“ —

— „Daß er mir sein Anerbieten nicht meiner Augen halber machte, davon bin ich überzeugt, denn ich hörte ihn von einer Bedingung sprechen.“ — — —

— „Die ist?“ — — —

— „Ich hörte sie nicht. Ich glaube auch kaum, daß er sie hat aussprechen können, denn ich

eilte davon aus Furcht vor der Versuchung, der er mich aussetzte. In meiner eignen Brust fanden seine Worte soviel Anklang, daß ich mich nicht mehr auf mich selbst verlassen konnte. Ich gestehe, ich wagte nicht zurückzubleiben. An Dich wende ich mich nun um Rath. Sprich, was soll ich thun?" —

Elisif saß einige Augenblicke schweigend da und überdachte, was sie gehört hatte. Sie konnte sich diese unerklärliche Sehnsucht Katharina's nach den Versuchungen des Weltlebens nicht enträthseln; aber daß das Verhältniß wirklich so war, konnte sie sich nicht länger verbergen. Mit solchen weltlichen Gedanken, wie sie Katharina hegte, war es nicht möglich, daß dieselbe noch länger eine würdige Braut Christi bleiben konnte. Unter diesen Umständen glaubte Elisif, es könnte vielleicht besser für Katharina sein, wenn ihr Wunsch erfüllt würde, als wenn sie blos im Aeußern Nonne, im Innern aber ein Weltkind sei. Noch einen Versuch wollte sie jedoch machen, sie zum Nachdenken zu bringen; sie sagte deshalb mit tiefer und ernster Stimme: — „Hast Du, Schwester, den Schritt wohl bedacht, den Du zu thun bedenkst?" —

Katharina lächelte und erwiederte: — „Rei= chen sechzehn Jahre nicht aus, um einen einzigen Gegenstand zu überlegen?“ —

Bei diesen Worten zeigten sich Thränen in Elisifs schönen Augen. Sie stellte sich vor, was ihre arme Freundin in diesem Zeitraum von sech= zehn Jahren im Kloster gelitten haben müsse. Ge= rührt drückte sie ihre Hand und sprach halblaut: — „Aber die Bedingung! — die Bedingung!“ —

— „Darüber will ich mir bald Nachricht ver= schaffen“ — antwortete Katharina, deren Wangen sich von der Freude färbten, die sie im Innern fühlte.

— „Jetzt, seitdem ich weiß, daß Du mich verstehst und den Schritt nicht mißbilligst, den ich zu thun beabsichtige, werde ich Kraft haben, seine Worte zu hören. Ich finde schon eine Gelegenheit, den fremden Ritter zu treffen und werde ihn dann zur Mittheilung der Bedingung auffordern, die er an meine Befreiung aus dem Kloster knüpft. Du sollst sie sogleich erfahren, und wenn Du sie für unannehmbar hältst, so verspreche ich Dir, nicht darauf einzugehen.“ —

Beide Freundinnen sprachen noch eine Weile zusammen; dann trennten sie sich, Clifif, um in der Einsamkeit innige Gebete für Katharina's Wohl zur Jungfrau Maria zu senden. Wohin Katharina ihren Weg nahm, werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

* * *

Capitel VIII.

Katharina.

In einer der schönsten Parthieen des Klostergartens saß um die Mittagszeit desselben Tages Ritter Bernhard in seinen Mantel gehüllt. Er hatte sich einen Platz gewählt, von welchem er eine freie Aussicht auf den mit Eis bedeckten Wettersee hatte. Hoch über sein Haupt hinaus ragte ein Apfelbaum, dessen dichte, jetzt durch den Winter ihrer Blätter beraubte Zweige sich weit ausstreckten und von einer dichten Schneemasse dermaßen bedeckt waren, daß sie ein Dach bildeten, das im Wind schaukelte und auf eine wunderbare Weise in der Luft zu schweben schien. Wenn die Sonne auf diese bewegliche Schneemasse schien, die sich hob und senkte, ohne

die einmal angenommene Form zu verändern, zeigte sich eine Farbenpracht, wie sie kein Künstler auf ein Gemälde bringen kann. Sie war blendend; allein für Bernhard war sie es nicht, denn seine Blicke waren unverwandt auf die gefrorne Oberfläche des Wettersee's gerichtet. Tief in Betrachtungen versunken, saß er auf einem Stein in dieser von der Natur selbst erbauten Hütte und vergaß über den Kämpfen in seiner eignen Brust auf eine Weile die äußere Welt. Schon in der vergangnen Nacht war es ihm vorgekommen, als ob sein jetziges Vorhaben von ungewöhnlich verbrecherischer Art sei. Er hatte diese Gedanken zwar zu verbannen gesucht, allein sie kehrten mit immer erneuerter Kraft zurück und lagerten sich schwer auf sein sonst so leichtes Gemüth. — „Nur die kahlen und düsteren Mauern des Klosters sind es" — sprach er zu sich selbst — „die diese innere Unruhe erregen; wenn der Morgen kommt, werde ich meine gute Laune wohl wieder haben." — Und in der That, als der Tag graute und Bernhard wieder in die frische Luft kam, verschwanden alle Grillen, die ihn während der Nacht geplagt hatten. Der Zweck seiner Herreise stand aufs Neue lebhaft vor

ihm und seine Gedanken nahmen wieder ihre frühere Richtung. Doch war ein Umstand, der ihn beunruhigte, nachdem er sich einige Lokalkenntnisse im Kloster verschafft und die Schwierigkeit zu ahnen begonnen hatte, die sich seinem Vorhaben wirklich entgegenstellen konnten: — ob Katharina zu gewinnen sein würde. Wie sollte er sonst Zutritt in Elisifs Zelle erhalten? — Wie sollte er Gelegenheit empfangen, mit ihr zu sprechen? — Wer stand ihm dafür, daß die Aebtissin aus irgend einer Laune nicht für gut befand, ihn noch vor der Ceremonie aus dem Kloster zu vertreiben, und dadurch alle seine Pläne zu nichte zu machen? — Wenn der König nur gewollt hätte, so hätte er allen diesen Schwierigkeiten sehr leicht dadurch abhelfen können, daß er sich zu erkennen gegeben und Gehorsam befohlen hätte. Allein Albrecht hatte schon in Stockholm erklärt, daß er dieß nicht thun würde; und bis jetzt hatte er sein Inkognito treu festgehalten. Bernhard glaubte also auf seinen Beistand durch einen Machtspruch nicht rechnen zu dürfen, sondern war genöthigt, sich auf eigne Kräfte und Auswege zu verlassen.

Darüber nachdenkend hatte er ganz allein seinen Weg in den Garten genommen und bei dieser Wanderung sich unter dem vorerwähnten Aepfelbaum niedergesetzt. Da entstand in seinem Gemüth eine neue Bedenklichkeit, die nicht minder beunruhigend war, nämlich die, daß Elisifs Vater, der alte Erich Kettilsson, möglicher Weise durch den Ritter Sten Nachricht von dieser Wette erhalten, deshalb hierher kommen und der Gewalt mit Gewalt begegnen würde. Was sollte Bernhard in diesem Falle thun? — Diese Frage stellte er sich selbst, da — — — erschien in einiger Entfernung zwischen den Bäumen eine Nonne, die ganz allein war und langsam vorwärts schritt. Sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt und blickte zur Erde nieder. Ihr Gesicht war von ihm abgewandt, so daß er nur ihre Kleidung zu erkennen vermochte, welche die gewöhnliche Birgittinertracht war: ein grauwollnes Gewand mit langen Aermeln, auf dem Kopf eine Mütze mit einem weißen Leinentuch. Plötzlich blieb sie stehen, ergriff ihren am Gürtel hängenden Rosenkranz, und ihre Finger flogen hastig über die kleinen weißen Kugeln.

Nachdem sie auf diese Weise eine gewisse Anzahl von Paternostern gebetet hatte, änderte sie ihre Richtung und wandte sich der Gegend zu, in welcher Bernhard saß. Als sie näher kam, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es Katharina war.

Sie ihrerseits hatte ihn noch nicht gesehen und ging noch immer mit niedergeschlagnen Augen und gekreuzten Armen. Erst als sie nur wenige Schritte von Bernhard entfernt war, bemerkte sie seine Anwesenheit. Sie schrak zusammen und wollte sich im Anfang zurückziehen, allein sie faßte sich bald wieder, begrüßte ihn freundlich und wandte sich, um ihren Weg fortzusetzen. Diese Bewegung entging Bernhard nicht, er stellte sich sogleich in ihren Weg und erwiederte ihren Gruß mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

— „Darf ich glauben, Schwester" — sprach er — „daß unser Zusammentreffen eine Folge unserer Unterredung von heute Morgen ist und daß Du meinen Beistand annimmst, die Freiheit wieder zu gewinnen, die jedem Menschen so kostbar ist und die man gleichwohl so häufig aus übertriebenem Religionseifer aufopfert?" —

— „Sprich nicht so, Fremdling," — erwiederte Katharina verlegen. — „Der Eifer eines Christen für die göttliche Religion und ihre heiligen Gebote kann nie übertrieben sein. Was ist wohl unsere Aufopferung gegen die des Erlösers, der am Kreuze starb?" —

— „Ich erkenne, daß der Mensch nie genug thun kann, um das Reich Gottes zu verdienen; aber ist es denn so nothwendig, dieses Verdienst durch das Glück seines ganzen Lebens zu erkaufen?" —

— „Wenn ich die ewige Seligkeit durch die Plagen eines kurzen Lebens gewinnen kann, so ist mein Opfer gering in Vergleich mit der Belohnung, die mich in einer andern Welt erwartet." —

— „Daran hast Du recht, fromme Schwester, und ich muß diesen Eifer hochachten, obgleich ich weltlich gesinnt genug bin, um die Ansicht zu hegen, daß man die Seligkeit verdienen kann, ohne daß man sich dieses ganze Leben zu einer langsamen Tortur zu machen braucht. Der Gott, der die Welt regiert, ist nicht so streng und unerbittlich, daß wir seine Gunst blos durch Qualen gewinnen, die wir uns auferlegen. Sollte das

seine Absicht gewesen sein — er, der die Liebe und Güte selbst ist — als er den Menschen schuf und auf diese schöne Erde setzte? — Wenn Bußübungen und das Einschließen zwischen Klostermauern das wären, was er beabsichtigt und von den Menschen verlangt, so wäre ja die ganze herrliche Natur, die wir um uns her erblicken, ein unnützes Werk. Wenn wir aber als gewiß annehmen müssen, daß nichts in der großen Schöpfung, nicht einmal das Sandkorn auf dem Grund des Meeres, ohne Zweck und Nutzen ist, so ist es wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich es übertriebenen Religionseifer nenne, falls Jemand seine Freiheit aufopfert und seinen Körper kasteit, blos in der Hoffnung, sich dadurch bei Gott angenehm zu machen.“ —

— „Die Bußübung ist eine Tugend, ja, nicht selten eine sehr schwere Tugend“ — bemerkte Katharina erröthend.

— „Mag sie den Namen einer Tugend verdienen“ — erwiederte Bernhard — „aber die Seelenstärke, sich mitten unter den Versuchungen des Weltlebens frei von allen diesen Gefahren zu erhalten, ist eine nicht geringere Tugend.“ —

Bernhard schwieg nach diesen Worten einige Augenblicke, als wenn er Katharinens Antwort erwartete; da diese aber ebenfalls schwieg, so fuhr er fort: — „Meine Worte von heute Morgen schienen Dir nicht zu mißfallen, Schwester. Bist Du jetzt dazu gekommen, über die Worte nachzudenken, die ich Dir sagte?" —

— „Ja, ich habe darüber nachgedacht" — erwiederte Katharina mit Bestimmtheit.

— „Und Dein Entschluß ist also gefaßt?" —

Die Nonne neigte ihr Haupt zum Zeichen, daß dieß der Fall sei.

Vergebens suchte Bernhard in ihren Gesichtszügen zu erforschen, wie dieser Entschluß ausgefallen sei.

— „Bevor ich einen Vorschlag annehmen oder verwerfen kann" — sprach sie — „der mir von einem Fremden gemacht worden ist, muß ich erst die Bedingungen kennen lernen, die er an diesen Vorschlag knüpft. Für nichts thut ein Mann nichts; das weiß ich noch aus der Zeit, da ich mich in der großen Welt bewegte. Du hast mich nie früher gesehen, und gleichwohl erbietest Du Dich, mich von meinem Klostergelübde zu befreien,

falls ich dieß wünsche. Ahnest Du die Schwere eines solchen Gelübdes? — Ich glaube es kaum — — aber Du äußertest auch, daß ein mächtiger Mann" —

— „Der Alles in Schweden vermag" — fiel Bernhard ein — „und durch sein Wort noch festere Gelübde lösen kann, als die einer armen erschrockenen Frau abgezwungenen. Er verspricht Dir Freiheit und Gold, wenn Du die Bedingungen erfüllst, die ich Dir mittheilen werde." —

Katharina hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und fragte dann heftig: — „Und diese Bedingungen, worin bestehen sie?" —

— „Daß Du mir und dem Ritter, der mich begleitet, die Erlaubniß der Aebtissin verschaffst, noch drei Tage im Kloster zu bleiben; daß wir während dieser Zeit ungehindert aus- und eingehen dürfen, ohne jedesmal die besondere Erlaubniß der Aebtissin nöthig zu haben oder uns von dem argwöhnischen **Pater Confessor** innerhalb des Klosters auf dem Fuße verfolgen lassen zu müssen; endlich, daß Du uns Gelegenheit verschaffst, in einem entlegnen Winkel der Kirche versteckt zu bleiben, wenn Elisif Wase nach ihrer Einkleidung sich nach altem

Gebrauch allein in die Kirche begiebt, um die Gefühle ihres dankbaren Herzens im Gebet gegen die Heiligen auszusprechen.“ —

— „Von diesen Bedingungen“ — antwortete Katharina, nachdem sie sich einige Augenblicke besonnen hatte — „kann ich Dir die Erfüllung der ersten mit Gewißheit versprechen. Die fromme Mutter Aebtissin stößt die Obdachlosen nie von sich und ist gern gastfreundlich, so lange die Mittel des Klosters es gestatten.“ —

— „Es sei weit von mir entfernt, diese ihre freundliche Gesinnung gegen arme Fremdlinge in Zweifel zu ziehen“ — erwiederte Bernhard — „aber jetzt, da eine große Festlichkeit im Kloster bevorsteht, zu welcher mehrere Personen erwartet werden, steht zu befürchten, daß man unsere Abreise wünscht, um mehr Platz zu bekommen. Ich fordre also, daß diese Bedingungen Punkt für Punkt von Dir erfüllt werden, Schwester, und daß Du uns die bestimmte Erlaubniß der Aebtissin verschaffst, bis nach diesen Festlichkeiten hier zu bleiben.“ —

— „Es sei, ich gehe darauf ein“ — versetzte Katharina. — „Die zweite Bedingung hat

noch weniger Schwierigkeiten, denn es hängt allein von mir, der Pförtnerin, ab, die Thüre offen oder geschlossen zu halten, für wen ich will. Aber im Kloster selbst darf Niemand außer dem **Pater Confessor** frei und unbegleitet herum gehen; noch weniger ist es einem Laien erlaubt, während der Zeit, in welcher die Schwestern den Garten besuchen, sich in demselben oder in dessen Nähe aufzuhalten.“ —

— „Es ist durchaus nicht meine Absicht, die frommen Schwestern bei ihren Spatziergängen in diesem Garten zu stören, und eben so wenig ist es mir in den Sinn gekommen, ungehindert im Kloster selbst herumgehen zu wollen. Ich wünsche blos, daß Du die Macht benutzest, die Dir überlassen ist, uns die Klosterpforte zu öffnen, wenn wir Dich darum bitten.“ —

— „Darin sehe ich nichts Böses und nehme auch diese Bedingung an; aber die dritte“ — — —

— „Nun, die dritte? — Was hast Du gegen diese einzuwenden?“ —

— „Diese Bedingung kann ich nicht erfüllen.“ —

— „Nicht?“ — rief Bernhard mit starker Betonung.

— „Nein! Es wäre ja unrecht, sogar verbrecherisch von mir, wenn ich Dir Zutritt in einen Raum verschaffen wollte, in welchem zu dieser Zeit nicht einmal die übrigen Schwestern anwesend sein dürfen. Die junge Nonne richtet da ihr erstes Gebet an die heilige Mutter Gottes, und dabei darf sie von keinem irdischen Auge gesehen werden.“ —

Verdrüßlich über diesen Einwand versetzte der Ritter Bernhard: — „Ich sehe ein, daß sie zu einer solchen Stunde nicht gestört werden darf in ihrem Gebet; noch weniger geht mein Wunsch dahin, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ich verlange blos in einem dunkeln und abgelegnen Winkel ein unsichtbarer Zeuge ihrer Andacht zu sein.“ —

— „Dieser Wunsch kann nicht erfüllt werden, Fremdling, denn er streitet gegen die Regeln des Klosters.“ —

— „Es giebt keine Regel ohne Ausnahme“ — versetzte Bernhard mit Wärme.

— „Eine Nonne kennt keine Ausnahmen“ — erwiederte Katharina würdevoll. — „Für mich sind

diese Klosterregeln heilig; ich habe ihnen Treue und Gehorsam geschworen.“ —

— „Ich bestreite ihre Heiligkeit nicht“ — bemerkte Bernhard — „und will Dir beweisen, daß sich mein Wunsch gerade darauf bezieht.“ —

— „Suche einem Satz, der nicht vertheidigt werden kann, nicht einen Anschein von Wahrscheinlichkeit zu geben. Was heilig ist, soll auch heilig gehalten werden. Was ich versprochen habe, das will ich unter dem Beistand der heiligen Jungfrau auch unverbrüchlich halten. Fordre nichts nichts von mir, was gegen meinen Eid streitet und was ich nicht erfüllen kann, so gern ich es auch wollte, um das Ziel aller meiner Wünsche hier auf Erden zu erreichen. Ich sehe nun, daß dieß nicht mit meiner Pflicht zu vereinigen ist! — — So lebt denn wohl, alle ihr lichten Träume und Hoffnungen; ich werde geduldig zu leiden und zu entsagen wissen.“ —

Die letzten Worte sprach Katharina so leise, daß Bernhard sie nicht hören konnte. Er bemerkte blos, daß sie ihre Lippen bewegte, und glaubte, daß sie ein stilles Gebet für sich selbst spräche.

Nach einem Schweigen von einigen Minuten nahm Katharina das Wort wieder und sprach:

— „Aber was bestimmt Dich, Fremdling, so eifrig nach Etwas zu trachten, was offenbar gegen die Regeln und Gebräuche dieses Klosters streitet? — Ist es bloß Neugierde, die Dich zu diesem Verlangen treibt, oder ist es eine schlimmere Triebfeder?" —

— „Ich hatte geglaubt" — erwiederte Bernhard — „daß dieses Geheimniß mein bleiben sollte; aber da die Reinheit meiner Absichten von Dir in Zweifel gezogen wird, Schwester, so muß ich Dir eröffnen, was ich verschwiegen halten wollte, um in Deinen Augen nicht unwürdig des Vertrauens zu erscheinen, das ich verlange. — — Nun wohl, ich bin ein entfernter Verwandter Elisiks, und als solcher habe ich das Recht nach allen Klosterregeln, Abschied von ihr zu nehmen, bevor sie sich für immer in diesem Kloster begräbt." —

— „Als Verwandter hast Du ein Recht zu diesem Abschied" — erwiederte Katharina — „aber dann muß es vor, nicht nach der Ceremonie geschehen. Außerdem darf ein solcher Abschied nicht

in der Kirche, sondern muß in dem Zimmer stattfinden, das die Aebtissin dazu bestimmt.“ —

— „Es ist also Dein fester Vorsatz, auf diese Bedingungen nicht einzugehen?“ —

Katharina ließ ein bestimmtes „Ja“ hören.

— „Aber bedenke Dich wohl, junges Weib, ehe Du Dir für immer die Möglichkeit zerstörst, wieder in das Weltleben hinaus zu treten. Du bist nicht dazu geschaffen, in diesen Mauern zu verkümmern. In meiner Hand habe ich die Macht, Dir die Freiheit zu schenken. Ich biete sie Dir an — das Glück und die Ruhe Deines übrigen Lebens. Willst Du es verwerfen, willst Du Dich selbst unglücklich machen, einer bloßen leeren Form willen?“ —

— „Ja! Meine Pflicht geht über Alles“ — erwiederte Katharina und entfernte sich langsamen Schrittes von ihm.

Sie war schon ein Stück Weges fort, als Bernhard sich erst von seiner Ueberraschung erholte. Der erste Gedanke, der in ihm aufstieg, war der, daß Katharina nun genug wußte, um ihm zu schaden, wenigstens um Argwohn gegen ihn zu erregen und dadurch die Ausführung seiner Pläne

noch mehr zu erschweren. Die Vorsicht erforderte deshalb, sie bei Gutem zu erhalten und sich ihres Schweigens zu versichern.

Mit schnellen Schritten eilte er Katharinen nach und holte sie bald ein.

— „Verzeihe mir meine Heftigkeit, fromme Schwester," — sprach er demüthig. — „Wenn Dich meine Worte verletzt haben, so war dieß himmelweit von meiner Absicht entfernt. Aber das ist die Weise des Weltmannes; er sieht die Verhältnisse ganz anders an, wie Du, die im Kloster gelernt hat, blind zu gehorchen und zu entsagen. Ich kann in meiner Ansicht über das Rechte unrecht haben. Aber da die Absicht gut ist, warum sollen wir uns jetzt trennen und eine Unterhaltung abbrechen, die eigentlich nur zu unserer gegenseitigen Zufriedenheit endigen konnte? — Laß mich hoffen, daß Das, was ich heute gesagt habe, nicht blos in Deiner eignen Brust verschlossen bleibt, sondern Dich auch veranlassen wird, über diesen Gegenstand weiter nachzudenken. Und solltest Du auch Deine Ansicht über das Ungesetzliche meiner dritten Bedingung festhalten, so wirst Du doch die

beiden ersten Bedingungen nicht zurückweisen, über welche wir uns schon vereinigt haben." —

— „Du hast mein Wort im Bezug auf sie, sowie meinen festen Entschluß hinsichtlich der dritten Bedingung" — erwiederte Katharina ruhig, indem sie sich dem Kloster immer mehr näherte.

Bernhard wagte die Unterredung nicht weiter fortzusetzen, aus Besorgniß, von einem Bewohner des Klosters gehört zu werden. Er kehrte auf demselben Wege wieder um und befand sich bald in den entlegneren Theilen des Gartens, wo er zu seinem Erstaunen auf eine Person stieß, die er in dieser Stunde zu treffen weder erwartete noch wünschte.

Diese Person war der Koch Olaus.

— „Du warst nicht allein, Bruder" — sprach dieser mit schalkhaftem Lächeln. — „Wenn ich nicht irre, war es die fromme Pförtnerin, welche Dir Gesellschaft leistete." —

— „Nun und wenn dieß wäre?" — versetzte Bernhard, mißvergnügt über diese Bemerkung. — „Ist es denn verboten, mit den Nonnen in diesem Kloster zu sprechen?" —

— „Bst! Bst! Immer dieselbe Hitze bei Euch Weltleuten! Ich fange fast an zu glauben, wenn die Klöster nicht wären, damit wir unsere Leidenschaften abkühlen lernen, so würde die Welt durch die Heftigkeit der Menschen bald untergehen. Wahrhaftig, ich möchte nicht unter diesen Brauseköpfen leben, die mit allen Menschen Streit suchen und auch in der unschuldigsten Frage eine böse Absicht sehen. Ich möchte nur wissen, ob sie wirklich mit irgend Etwas zufrieden sein können; vielleicht sind sie es nicht einmal mit sich selbst." —

Bernhard sah den Mönch verwundert an und schien dessen scharfe Aeußerungen kräftig widerlegen zu wollen; aber als sein Blick auf dieses lächerliche Gesicht fiel, lächelte er und erwiederte scherzend: Recht gesprochen, Vater Olaus! Im Kloster lernt man wenigstens so viel, daß man mit sich selbst zufrieden ist. Auch das ist eine Kunst, die man nicht verachten darf, denn sie beruhigt das Gemüth, und dabei befindet sich auch der Körper besser." —

— „Ich bin ein lebendiges Beispiel der Wahrheit dieses Satzes" — versetzte der Mönch sehr vergnügt über den scheinbaren Sieg, den er über

den fremden Weltmann erfochten hatte. — „Ich verlebe meine Tage ruhig, ohne Jemand zu beneiden“ — — —

— „Und ohne Kummer, willst Du sagen“ — unterbrach ihn Bernhard.

— „Habe ich nicht Kummer genug!“ — rief der Mönch. — „Ich, der ich Morgens, Mittags und Abends um meine arme Seele seufze!“ —

— „Diese Seufzer sind sehr lobenswerth“ — erwiederte der Ritter. — „Aber sind sie nicht mit den ersten Kümmernissen um die Genüsse des Körpers verbunden, unter welchen ich die Befriedigung der Bedürfnisse des Magens obenan stelle?“ —

— „Das eine hindert ja das andere nicht. Wenn der Magen leer ist, leidet der Körper; und da der Körper und Geist sehr Vieles gemeinsam haben, so ist es natürlich, daß man für den einen, wie für den andern sorgt.“ —

— „Also besteht der Kummer eines Mönchs im Essen und im Seufzen; das eine thut dem Körper, das andere dem Geist wohl.“ —

— „Ich streite nicht um Worte“ — sagte Olaus, ein wenig verwirrt über den Schluß, den der Ritter gemacht hatte. — „Aber gewiß ist, daß

ein Mönch seinen Kummer eben so gut wie ein Anderer hat; besonders jedoch ich, der ich die ganze Küche auf meinen Schultern zu tragen habe. Meinst Du denn, daß es sich ohne große Unruhe thun läßt, für die vielen hungrigen Wesen, die sich hier im Kloster finden, Nahrung zu schaffen? — Wenn die übrigen Brüder und Schwestern in stiller Andacht ihre Musestunden dem Zustand ihrer Seele widmen, muß ich in der Küche für ihre körperlichen Bedürfnisse sorgen. Ist eine Schwester krank, wer ist es, dem man zumuthet, sie mit passender Nahrung zu versehen? — Ich bin es. — Wer ist es, der bei großen Festen das meiste zu thun hat? — Wieder ich!" —

— „Das Resultat von Allem ist demnach, daß der Koch allen Kummer für das ganze Kloster zu tragen hat" — fiel Bernhard lachend ein.

— „Sehr richtig, aber das hindert mich nicht, meine Zeit in Ruhe und Frieden zu verbringen, d. h. in Frieden mit meinen Mitmenschen und in Ruhe mit mir selbst. Ich beneide Niemand und bin mit meinem eignen Schicksal zufrieden. Auch giebt es keinen Menschen hier auf der Erde, der unzufrieden mit mir ist oder mir jemals

ein böses Wort gesagt hat. Ich bin bei Allen wohl gelitten, überall sieht man mich gern. Nun sagt mir, ob ich nicht Ursache habe, mit mir selbst zufrieden zu sein?" —

— „Ohne Zweifel sehr viel Ursache" — entgegnete Bernhard, um sich wieder bei ihm in Gunst zu setzen. — „Aber wie stehst Du denn bei Schwester Katharinen, ich glaube nicht allzugut?" —

— „Ich habe keinen Grund etwas Anderes zu glauben, als daß sie gegen mich dieselben christlichen Gesinnungen hegt, wie gegen alle andern Brüder in diesem Kloster." —

— „Sie läßt zwar Deinen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, aber sie sagt, daß sie auch nicht blind gegen Deine Fehler sei." —

— „Daran thut sie recht, die fromme Schwester. Kein Mensch ist so schlecht, daß er nicht auch seine guten Eigenschaften, und keiner so vollkommen, daß er nicht auch seine Fehler hätte." —

— „Sehr schön gedacht und eben so schön gesagt!" — rief Bernhard.

Der Mönch fühlte sich durch diesen Beifall nicht wenig geschmeichelt und nickte freundlich mit

— „Nannte sie nicht gewisse Fehler bei mir?“ — fragte er dann. — „Sage mir's, damit ich mich in Zeiten darnach richten kann.“ —

— „Sie klagte über Deine Geschwätzigkeit.“ —

— „That sie das wirklich?“ — rief Olaus. Dabei nahmen seine Augen eine fast grünliche Farbe an, die Wangen wurden feuerroth und schwollen auf, die ganze kleine Figur erhielt eine Beweglichkeit, die es ihm unmöglich machte, sich ruhig zu halten. Bald hob er ein Bein, bald hob er das andere in die Höhe, bald strich er sich über den Mund, bald schlug er sich auf die Brust. In seinem Innern schien eine große Veränderung vorgegangen zu sein, und mit einer zitternden Stimme, die keineswegs von der Ruhe zeugte, deren er sich vorher so sehr gerühmt hatte, fuhr er fort: — „Geschwätzigkeit! So! — Sie behauptet also, daß ich nicht schweigen könne! Ich, der ich das ganze Jahr hindurch nicht zehn Worte mehr spreche, als nothwendig sind! — Es ist unerhört! — Ich möchte Himmel und Erde wegen dieser ungerechten Beschuldigung aufregen. Ich möchte mich vor Gott und Menschen beklagen! — — Geschwätzigkeit! —

Sage selbst, kann ich nicht schweigen? — Ich berufe mich auf Dich, Bruder! — Kann ich nicht schweigen? — — Ja ja, ich weiß schon, was Du antworten willst; aber es verlohnt sich nicht der Mühe, mich deshalb zu unterbrechen. Wäre die ganze Welt so schweigsam, wie ich, so würde bald alles Sprechen aus Mangel an Uebung aufhören." —

— „Bitte Gott, daß dieses große Unglück das Menschengeschlecht nicht treffe" — fiel Bernhard lächelnd ein.

— „Aus christlicher Gesinnung will ich Dein Begehren erfüllen, Bruder, und außer meinen gewöhnlichen Gebeten zwanzig **Pater noster** lesen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen und eine Strafe von uns Allen abzuwenden, die wenigstens Schwester Katharina verdient hätte. — — — Ich geschwätzig! Ich, der ich nicht ein unnöthiges Wort über meine Lippen bringe! Wenn ich nicht als der stille und schweigsame Bruder Olaus bekannt wäre, so würde ich glauben, daß ich ausgetauscht und ein anderer Mensch geworden wäre! — — — O, heilige Mutter Gottes, stehe mir bei! Ich bin ein unglückliches, von der Ver=

läumdung in den Staub getretenes Wesen. Sprich, was soll ich thun, um zu beweisen, wie ungerecht ich angeklagt worden bin?" —

— „Was Du thun sollst!" — rief Bernhard, dem in diesem Augenblick ein Licht aufzugehen schien, das er noch zur rechten Zeit benutzen konnte. — „Sich an einem Weib zu rächen, ist einem Ritter nicht erlaubt; ich bezweifle aber, daß dasselbe Gesetz auch für einen Mönch gilt. Es hängt also von Dir selbst ab, ihre Strafe zu bestimmen; und wenn ich mich nicht ganz irre, so wird das Urtheil eines Mönchs weit strenger, als das eines Laien sein." —

— „Ein Mönch vergiebt und vergißt" — erwiederte Olaus andächtig, indem er sich mehrere Male bekreuzte.

— „Ja, wenn die Bestrafung erfolgt ist, vergißt er das Verbrechen und vergiebt dem Verbrecher" — sagte Bernhard.

— „Besser spät, als gar nicht!" — fiel Olaus mit Wärme ein.

— „Wenn Du so christlich gesinnt bist, frommer Bruder, so wäre es ja besser, das Unrecht, das Dir angethan worden ist, sogleich zu verges-

sen. Uebrigens ist es ja nichts so Schreckliches, was sie von Dir gesagt hat.“ —

— „Meinst Du? — Haha! — Als ob ich nicht schweigen könnte! — Nein, ich kann und darf das nicht ungestraft dahin gehen lassen. Ich werde“ — —

— „Nun gut. Worin soll Deine Rache bestehen?“ —

— „Ich werde die ganze Geschichte dem Vater Magnus mittheilen. Er ist mein und ihr Beichtvater; er wird ihr sehr bald den Mund schließen.“ —

— „Das wäre ein sehr unkluger Schritt, der nicht einmal zu dem gewünschten Ziel führt. Ich weiß ein besseres Mittel für Dich, Mönch, Rache zu nehmen, ohne daß es bemerkt wird. Und das Mittel ist gründlich, denn es trifft sie an einer Stelle, die dem schwachen Weib die empfindlichste ist. Aber ehe ich Dir eröffne, was es für ein Mittel ist, mußt Du mir erst die Erfüllung eines Wunsches zusagen, der im Ganzen sehr wenig Bedeutung hat, dessen Erfüllung ich aber zur Bedingung meiner Entdeckung mache.“ —

— „Sprich! Ich bin ganz Ohr!“ — sprach Olaus mit gespannter Aufmerksamkeit.

Bernhard fixirte ihn scharf und fuhr dann fort:

— „Neugierde ist ein Bestandtheil der menschlichen Natur, und ich gestehe offen, daß auch ich diesen Fehler im höchsten Grad besitze. Ich habe Vieles gesehen in diesem Lande, wie in fremden Ländern, aber das Schicksal hat es noch nie gefügt, daß ich Zeuge der Einweihung einer Nonne und der dabei stattfindenden feierlichen Ceremonieen sein konnte. Da nun der Zufall will, daß ich jetzt gerade zu einer solchen Gelegenheit hierher komme, so kann es mir nicht übel gedeutet werden, wenn ich einige Neugierde zeige und so lange im Kloster zu bleiben wünsche, daß ich diese Feierlichkeit mit ansehen kann. Ich glaube das um so mehr thun zu können, als Elisif Wase eine entfernte Verwandte von mir ist, so daß ich gewissermaßen ein Recht habe, bei ihrer Weihe zur Braut Christi gegenwärtig zu sein.“ —

— „Diese Neugierde bei Dir will ich nicht verdammen“ — erwiederte der Mönch — „sie kann Dich möglicher Weise zum Nachdenken über

Deine eignen Fehler leiten. Gern will ich Dir die Erlaubniß der Aebtissin auswirken, während des Festes hier zu bleiben" — — —

— „Aber das ist noch nicht ausreichend" — fiel ihm Bernhard hastig ins Wort. — „Was ich von Dir verlange, ist Deine Unterstützung dazu, daß ich nach der Feierlichkeit in der Kirche zurückbleiben und daselbst den übrigen Theil des Tages zubringen darf." —

Der Mönch trat, verwundert über dieses Verlangen, einige Schritte zurück und fragte heftig: — „Wozu soll das dienen?" —

Als Bernhard diese nicht sogleich beantwortete, fuhr der Mönch fort: — „An diesem Tag ist unsere Kirche für Niemand, als für die neu geweihte Nonne zugänglich. Nicht einmal die Mutter Aebtissin hat dann Zutritt zu dem Heiligthum; um so weniger wird es Dir gelingen, Fremdling, an einen Ort zu dringen, an den Dich nur die Neugierde ruft. Es wird Dir frei stehen, mit Schwester Elisif zu sprechen, bevor sie den Schleier nimmt, da sie Deine Verwandte ist; aber sobald die Weihe vorüber ist, darf sie kein Mensch bei

ihrer Andacht im Tempel stören, und wenn es auch ihr leiblicher Vater wäre.“ —

Diese Worte sprach der Mönch mit so viel Bestimmtheit, daß Bernhard sich nicht geneigt fand, eine Einwendung dagegen zu machen. Aber während des Schweigens, das nun eintrat, ging er mit sich selbst zu Rath, was wohl unter den gegenwärtigen Verhältnissen am besten zu thun sei. Auch der Mönch schien seinerseits in tiefe Betrachtungen versunken zu sein, blickte unverwandt auf die Erde und fingerte mechanisch an seinem Rosenkranz herum.

Der Schall einer Klingel weckte ihn aus diesen Betrachtungen.

— „Man klingelt am Klosterthor!“ — sprach er. — „Ich verlasse Dich, Bruder, um nachzusehen, wer herein will. Schwester Katharina ist nicht immer bei der Hand, und ich helfe ihr bei ihrem Pförtneramt, so oft es meine Zeit erlaubt. Sie hat mich zwar verläumdet, aber das gehört nicht hierher, und ich werde sie dafür schon zu bestrafen wissen, obgleich ich ihr jetzt hülfreiche Hand leiste.“ —

— „Ich erwarte Dich auf diesem Platz wieder“ — versetzte Bernhard; aber der Mönch eilte hinweg, ohne ihm zu antworten.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er jedoch zurück und erzählte, daß ein anderer Fremder im Kloster angelangt sei und mit der Aebtissin in einer Angelegenheit zu sprechen verlangt habe, die für Schwester Elisif von großer Wichtigkeit sei.

— „Was sagst Du?“ — rief Bernhard mit augenscheinlicher Bestürzung. — „Noch ein Fremder hier? — Beschreibe einmal sein Aeußeres, sein Alter, seine Kleidung. Schnell, sprich! Wenn Du eine Zunge in Deinem Mund hast, so setze sie nun in Bewegung!“ —

— „Beruhige Dich, Bruder! Zuviele Fragen auf einmal verwirren mir stets den Kopf. Willst Du Antwort darauf haben, so erlaube mir, eine Frage nach der andern zu nehmen. Also zuerst sein Aeußeres? — angenehm. Sein Alter? — etwa fünfundzwanzig Jahre. Seine Kleidung? — die eines Ritters. — Nun gut, habe ich Deine Fragen beantwortet, so sage mir, was Du noch weiter wissen willst.“ —

— „Das kann kein anderer, als Sten Ingvarson sein“ — sagte Bernhard zu sich selbst.

— „Heute Abend werde ich Dich und Deinen Reisegefährten in Euerm Zimmer besuchen“ — fuhr der Mönch fort, setzte aber gleichzeitig mit Hast hinzu: — „falls der neuangekommene Fremdling nicht etwa so viel mit mir zu sprechen hat, daß meine Zeit nicht ausreicht, Euch beide zu besuchen.“ —

— „Du thust unrecht, ehrwürdiger Vater“ — sagte Bernhard freundlich — „wenn Du die Gesellschaft eines Fremden der meinigen vorziehst. Was kannst Du bei dem neuangekommenen Ritter Besonderes finden, das ich Dir nicht ebenfalls bieten kann? — Willst Du sprechen, so sichere ich Dir ein aufmerksames Ohr zu; willst Du lieber etwas Neues hören, so kann ich Dich auch in dieser Beziehung zufrieden stellen. Also komm heute Abend! Ich würde Dir mehrere wichtige Neuigkeiten“ — — —

— „Gut! Ich komme. Und wenn Du mir dann sagen willst, wie ich Schwester Katharina für ihre unbedachten Reden über mich bestrafen soll, so werde ich Dir dankbar sein. Aber das

sage ich Dir, Bruder, nie gehe ich auf Deinen Vorschlag ein, Dich in die Kirche zu lassen, wenn Elisif als Nonne darin ihr erstes Gebet an die Mutter Gottes richtet.“ —

Mit diesen Worten entfernte sich der Mönch.

Bernhard sah ihm lange nach und rief endlich, indem er nach dem Kloster zurückkehrte: — „Ich muß meine Stellung vertheidigen. Hier bleibt nur noch ein Mittel übrig, und das ist“ — — —

* * *

Capitel IX.

Die Aebtissin.

Wir müssen nun zu Sten Ingvarsson zurückkehren.

Dieser hatte sogleich nach dem Ende des Gelages die Mittel und Wege erwogen, welche nöthig waren, um eine Reise nach Wadstein zu machen. Seine Mittel gestatteten ihm diese Zurüstungen nur in der sparsamsten Weise. Er warf sich aufs Pferd und machte sich ganz allein, mit seinem guten Schwert an der Seite, auf den Weg. Erst als er Stockholm mit seinen Mauern und zahlreichen Thürmen hinter sich hatte, und die wilde Natur in ihrem Winterkleid, die weiße Erde und die kahlen Bäume vor ihm lagen, fing er an, seine Lage ernsthaft zu überlegen. Er konnte sich selbst

nicht verbergen, daß sein Vorhaben abentheuerlich war und daß er das Wohl seiner ganzen Zukunft aufs Spiel gesetzt hatte. Und für wen? — Für ein unbekanntes Weib, dessen Namen er früher kaum nennen gehört hatte. Dieser Gedanke machte ihn zwar für den Augenblick unruhig, allein diese Unruhe wich eben so schnell wieder der Vorstellung, daß es für den wahren Ritter Pflicht sei, Verbrechen zu verhindern und Wehrlose zu vertheidigen, mögen sie ihm bekannt oder unbekannt sein. Das Bittere in der Betrachtung seiner gegenwärtigen Stellung wurde also durch das Bewußtsein gemildert, daß sein Thun gut war und daß seine Absicht von jedem redlich denkenden Menschen gebilligt werden mußte. Es war ihm unmöglich, anders zu handeln, als er gethan hatte; es war ja Christenpflicht, dem Bösen zuvorzukommen zu suchen. Er mußte deshalb mit sich selbst und mit seinem Schicksal zufrieden sein und schloß seine Betrachtungen mit einem freudigen „vorwärts," indem er sein Pferd zur Eile antrieb.

Der Abend des zweiten Reisetages dämmerte schon, als er in einem dichten Wald auf einen Zigeunerhaufen traf, der sich um ein großes Feuer

gelagert hatte. Einige derselben waren damit beschäftigt, sich ihre Mahlzeit zuzurüsten, andere sangen und tanzten und die Kinder schrieen ein gellendes Accompagnement dazu. Um diese Gruppe lauerte wie gewöhnlich eine Dutzend Hunde, gierig und hungrig, die mit starren Augen den Zurüstungen zur Mahlzeit zusahen und sich dann und wann durch lautes Heulen bemerklich machten, das schon in weiter Entfernung zu Stens Ohren drang.

Als er näher zu den Zigeunern kam, schienen sie ihn und das Pferd, das er ritt, mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Einer von ihnen flüsterte auch mehreren der jüngern Männer heimlich etwas zu, worauf sich diese entfernten und bald im dunkeln Wald verschwanden. Sten bemerkte dieß, achtete aber wenig darauf und gab seinem Pferd die Sporen. Allein das Thier scheute sich vor einer jungen Frau, die mitten im Wege stand und dem Ritter ein Zeichen machte, daß sie ihm etwas zu sagen habe. Als Sten deshalb das Pferd anhielt, trat sie noch einige Schritte näher auf ihn zu und sang mit klangvoller und rührender Stimme das wohlbekannte Volkslied von der Klosterjungfrau.

Es lautete folgendermaßen:

„Ich war ein Kind an Jahren,
In meiner schönsten Freude,
Vater und Mutter starben mir beide,
Die mir Ernährer und Bekleider waren.
Und das Laub fiel herab im grünen Wald!

Vater und Mutter waren todt,
Sie konnten wohl noch leben;
Ritter und Junker hielten Rath,
Mir meine Ehre zu nehmen.
Und das Laub fiel herab im grünen Wald!

Ins Kloster muß ich gehen
Und drinn als Nonne stehen;
Kein Mensch soll nach mir fragen,
Bei keinem Mann soll ich schlafen.“
Und das Laub fiel herab im grünen Wald!

Sie brachten sie in den Klosterzwinger,
Da fand sie drei Gerichte;
Das eine hieß Durst, das andere Hunger,
Das dritte schlaflose Nächte.
Und das Laub fiel herab im grünen Wald!

„Herr Gott, wär' doch unser Kloster verbrannt
Und wären alle Nonnen todt!
Dann flöh ich mit einem schönen jungen Mann,
Der gäbe mir Kleider und Brot.“
Und das Laub fiel herab im grünen Wald!

Der Ritter dankte ihr freundlich, und als sie die Hand ausstreckte, um eine Belohnung für ihren Gesang zu erhalten, gab er ihr eine Kleinigkeit. Dann verließ er die ringsum lagernden Zigeuner. Hätte er sich zufällig umgesehen, so würde er das Hohnlächeln bemerkt haben, womit die Sängerin seine Gabe den Ihrigen zeigte und womit diese es erwiederten. Allein er setzte, ohne sich umzusehen, seinen Ritt ungesäumt eine Viertelstunde weit fort.

Die Dunkelheit hinderte ihn, weit vor sich hin zu sehen; und da der Weg immer holpriger wurde, so hielt er den schnellen Schritt seines Pferdes zurück und ließ dasselbe nach dessen eignem Belieben gehen. Nach wenigen Augenblicken blieb das Thier plötzlich stehen und suchte rückwärts zu schreiten, vermochte aber nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Sten zog die Zügel an, um das Pferd, dessen Füße möglicher Weise in ein Loch gerathen sein konnten, zurück zu reißen; aber das half nichts. Das Pferd wankte erst lange hinüber und herüber, dann fiel es zu Boden, als ob ihm alle vier Beine weggezogen würden. Im Fallen sah Sten mit Verwunderung, daß das Pferd in eine Schlinge gerathen war, die man geschickt am Wege ange-

bracht hatte und die nun einer unsichtbaren Hand dermaßen zusammengezogen wurde, daß das arme Pferd nicht länger auf seinen Füßen stehen konnte. In demselben Augenblick, in welchem Sten sich von dem fallenden Pferd loszumachen suchte, traf ihn ein kräftiger Schlag an die Schläfe, der ihm die Besinnung nahm.

Als er wieder zu sich kam, war Alles um ihn her still; was sich zugetragen hatte, kam ihm mehr wie ein Traum, als wie etwas wirklich Geschehenes vor. Als er aber aufblickte und sein Pferd vermißte, auch sein Blut vom Kopf herabrinnen fühlte, fing er an das wahre Verhältniß zu ahnen. Der erste Gedanke, der sich ihm unwillkührlich aufdrängte, war der, daß dieß Alles ein Werk der diebischen Zigeuner sei, die sich gern seines Pferdes bemächtigen wollten. Er eilte darum auf demselben Wege zurück, um die Diebe in ihrem Lager zu treffen und mit dem Schwert in der Hand sein gestohlnes Pferd zurückzufordern. Als er aber an den Ort kam, an welchem sie ihr Lager gehabt hatten, sah er mit Bestürzung, daß dasselbe schon verlassen war, und zwar — wie die bereits erloschenen Kohlen bewiesen — wenigstens seit

mehreren Stunden. Er faßte zwar in der ersten Hitze den sehr natürlichen Entschluß, sie zu verfolgen; da er aber nicht wußte, wohin sie ihren Weg genommen hatten, und da er nirgends eine Spur von ihnen entdecken konnte, so wurde er unschlüssig und setzte sich, auf sein gezognes Schwert gestützt, auf einen Stein, um weiter nachzudenken. Es war ihm nicht unwahrscheinlich, daß dieses Abentheuer in irgend einer Verbindung mit seiner Wette stand und daß Bernhard, wenn auch unsichtbar, die Hand bei diesem Vorfall im Spiel hatte, um durch denselben die Ankunft Stens in Wadstein zu verzögern, bis der Klosterraub vollbracht sein würde. — „Doch mag das sein, wie es will" — dachte er — soviel ist gewiß, daß der Verlust meines Pferdes meine Reise bedeutend verzögert und die Pläne meines Gegners befördert. Heute klage ich zum ersten Mal in meinem Leben über meine Armuth, die mich hindert, mir für das gestohlne Pferd baldigen Ersatz zu verschaffen. O mein Gott! Stärke meine Füße und gieb ihnen die Schnelligkeit des Pferdes, damit ich nicht zu spät ans Ziel komme!" —

Nachdem er sich das Blut mit Schnee von der Stirn gewaschen hatte, stand er auf und begann seine Wanderung zu Fuße.

So ging er mit kurzen Unterbrechungen rüstig fort, bis er am Morgen des folgenden Tages — es war der zweite Weihnachtsfeiertag — an eine Kirche gelangte, als das Volk so eben nach Beendigung des Frühgottesdienstes unter Glockengeläute den Tempel des Herrn verließ.

Nach alter Sitte sollte an diesem Morgen der sogenannte „Staffans Löffel" heimgefahren werden; dieß bestand in einer Wettfahrt, bei der man annahm, wer zuerst ankäme, würde auch seine Ernte zuerst einbringen. Der Wirrwar auf dem Kirchhof bei der Abfahrt war unbeschreiblich. Das Geräusch so vieler durch einander sprechender Männer, lachender Weiber und schreiender Kinder, gemischt mit dem Wiehern der Pferde und dem künstlerischen Knallen der Peitschen, brachte eine zwar originelle, aber nichts weniger als harmonische Musik hervor. Daß man durch und gegen einander fuhr, daß man sich gegenseitig über den Haufen fuhr, hatte in diesem allgemeinen Tumult wenig zu bedeuten; man fluchte zwar über das Unglück,

daß man nicht zuerst nach Hause käme, aber man stimmte doch freudig in das von Aller Mund gesungene Staffanslied ein.

Als fast Alle den Kirchhof verlassen hatten und das Geräusch allmählig verhallte, sah Sten noch etliche Personen, welche zurückgeblieben waren und nur die Abfahrt der Uebrigen abzuwarten schienen, um sich ruhig in ihre Heimath zu begeben. Er trat zu ihnen, um sie nach der Entfernung der nächsten Stadt zu fragen.

— „Dazu braucht Ihr manche Stunde, lieber Herr, wenn Ihr blos Eure eignen Beine benutzen wollt“ — erwiederte auf seine Frage der alte Bauer Lars, unser früherer Bekannter.

— „Giebt es denn keine Richtwege hier in der Gegend?“ — fragte Sten. — „Dergleichen pflegen doch den Bauern bekannt zu sein, und diese sind dem einsamen Wanderer gewöhnlich von großem Nutzen.“ —

— „Wir haben nicht mehr Wege, als wir brauchen“ — versetzte Lars trocken — „und alle führen zum Ziel, wenn man sie nur zu benutzen weiß.“ —

— „Ich verlange keine Hülfe von Dir, mein Freund" — sagte Sten — „ich bitte Dich blos, daß Du mir den nächsten Weg nach Wadstein zeigst; das ist das Ziel meiner Reise." —

— „Wadstein!" — rief Lars verwundert.

— „Nach Wadstein?" — schrieen die übrigen Bauern.

— „Nun, ist denn eine solche Pilgerfahrt so wunderbar?" — fragte Sten.

— „Ja, seht, Herr Ritter" — antwortete Olof. — „Gestern waren auch zwei Fremde da, die in dasselbe Kloster wollten, und" — — —

— „Zwei Fremde?" — rief nun Sten seinerseits verwundert. — „Beschreibt mir doch einmal ihr Aussehn und ihren Anzug!" —

Olof that dieß so genau wie möglich.

— „Es ist kein Zweifel" — sagte Sten zu sich selbst. — „Der eine dieser Fremden ist Bernhard. Aber wer mag der zweite sein?" — Nach einem Schweigen von mehreren Minuten fuhr er halblaut fort: — „Also schon gestern! Er hat einen starken Vorsprung; ich sehe keine Möglichkeit, ihn einzuholen. Ich befürchte, nun ist alle Hoffnung verloren." —

Olof hörte blos die letzten Worte und versetzte freundlich: — „Ihr scheint die beiden vornehmen Herren zu kennen, die in meines Vaters Hause so blutige Spuren zurückgelassen haben. Wenn ich mich nicht irre, so verfolgt Ihr sie wegen eines Verbrechens, das sie begangen haben. Ach, könnte ich Euch doch dabei von Nutzen sein! Ich wollte mein Herzblut darum geben, wenn ich meine Hand an den Mörder Björns legen könnte!“ —

— „Was redest Du da, Junge!“ — rief Lars und schob seinen Sohn auf die Seite. — „Man sollte gar nicht glauben, daß Du in meinem friedlichen Hause erzogen bist!“ —

— „Mache ihm keine Vorwürfe wegen seines Eifers, lieber Vater“ — fiel ihm Stina ins Wort — „ich habe immer gesagt, daß Dir der Junge Ehre machen wird; und ich glaube auch, daß er in seinem Urtheil über die beiden fremden Herrn, die bei Dir Weihnachten feierten, nicht Unrecht hat. Wenn ich mich nicht ganz irre, so waren sie nicht auf rechten Wegen.“ —

— „Dein Urtheil, Mutter, ist mir stets eine sichere Regel gewesen“ — erwiederte Lars —

„aber was sollte ich thun, als diese beiden Fremdlinge meine Gastfreundschaft anriefen? — Noch hat Niemand meinen Beistand begehrt, dem ich nicht geholfen hätte; und auch Dir, edler Ritter, bin ich bereit, hülfreich meine Hand zu bieten, wenn Du es wünschest." —

— „Ich suche keinen Beistand" — versetzte Sten — „zeige mir nur den kürzesten Weg nach Wadstein." —

— „Der Weg dorthin ist noch lang" — sagte Lars. — „Ihn zu Fuße zurückzulegen, erfordert mehrere Tage. Habt Ihr Eile, Ritter, wie mir doch der Fall zu sein scheint, so rathe ich Euch, den Weg zu Pferde, und nicht zu Fuße zu machen." —

— „Man kann nicht Alles, was man gern thun möchte" — erwiederte Sten betrübt.

— „Und ich glaubte immer, daß Ihr vornehmen Herren thun könntet, was Euch beliebt" — wandte Lars ein.

— „Wer das kann, dem wünsche ich Glück" — sprach Sten. — „Mir ist dieses Schicksal nicht beschieden; aber glaubt nicht, daß ich mich darüber beklage. Armuth" — — —

— „Ihr seid also arm, Herr Ritter!“ — unterbrach ihn Olof mit Wärme.

— „Ist das die Ursache Eurer langen Fußreise?“ —

— „Ich brauche mich nicht zu schämen, daß es so ist“ — erwiederte Sten.

— „Es ahnte mir, daß es so war“ — setzte Olof hinzu und wandte sich dann an Lars mit den Worten: — „Erlaubt mir, Vater, diesem Ritter den Weg nach Wadstein zu zeigen. Lange werde ich nicht abwesend sein; aber es wird mir wohlthun, den Mörder Björns noch einmal zu sehen und ihn zu fragen, ob er glaubt, daß es recht gethan war, unsern treuesten Diener und meinen ältesten Jugendgefährten so niederträchtig zu ermorden.“ —

Als Lars zweifelhaft war, ob er diese Bitte abschlagen oder gewähren sollte, legte die alte Stina ein gutes Wort für ihn ein und sagte: — „Schlage ihm seine Bitte nicht ab; lieber Lars! Seine Absicht ist gut, und mit Gottes Hülfe wird er auch vollbringen, was er verspricht. Er wird bald und unverletzt zurückkommen, und meine Ahnun-

gen sagen mir, daß er dann etwas Gutes gethan haben wird." —

— „So mags sein!" — rief Lars. — „Du sollst Deinen Willen haben, mein Sohn. Aber das sage ich Dir, komme nicht etwa mit schwedischem Blut an Deinen Händen zurück. Was hier geschehen ist, daß ist vergessen; vergiß diese Worte Deines alten Vaters nicht!" —

Sten dankte dem Bauer für das Vertrauen, das er ihm als Fremden erwies, und versprach seinen Sohn nicht länger aufzuhalten, als es die Reise selbst erfordern würde.

— „Dank Euch, edler Ritter" — sagte Lars und schüttelte ihm die Hand.

— „Wenn Euer Gesicht nicht lügt, so kann ich meinen Sohn mit Ruhm Euern Händen überlassen. Zwar kommt es mir kühn vor, daß er sein Glück außerhalb des Vaterhauses versuchen will, während er sein sicheres Unterkommen auf demselben Fleck finden könnte, auf dem ich mein Zelt aufgeschlagen habe. Aber die Jugend muß ihren Willen auch haben, und ich bin derjenige nicht, der seine Neigung unterdrücken will, besonders da

meine alte Mutter damit zufrieden ist, deren weiser Leitung ich so viele Jahre gefolgt bin.“ —

— „Lieber Vater, ich bin ja in wenigen Tagen wieder bei Euch“ — rief Olof gerührt, indem er seinem Vater um den Hals fiel.

— „Du sollst mir zu jeder Zeit wieder willkommen sein, mein Sohn“ — versetzte Lars — „aber ich binde Dich nicht an die Zeit. Nimm Braunauge und Gralle mit Dir; beide sind schnelle Traber, die Euch bald zum Ziel bringen werden. Hast Du dann in Wadstein Alles gesehen, was zu sehen ist, und fängst Du an einzusehen, daß es draußen hübsch, in der Heimath aber noch besser ist, so kehre zurück in das Hans Deines Vaters. Da wird bei Deiner Rückkunft manches Herz vor Freude schlagen. Mögest Du dann soviel von der Welt kennen gelernt haben, um einzusehen, daß das väterliche Haus doch immer die sicherste Zuflucht ist!“ —

Unterdessen weinte Brita bitterlich, lehnte sich seufzend an ihres Mannes Schulter und sagte: — „Mir ahnte gleich nichts Gutes von dem Besuch dieser feinen Herren; nun sehe ich wohl, daß mich meine Ahnung nicht getäuscht hat.“ —

— „Dein Sohn kommt ja wieder" — antwortete Lars freundlich und küßte sie auf die Stirn. — „Olof ist nun in dem Alter, in welchem er auf seine eigne Hand handeln muß; und die Erfahrung einer kurzen Zeit pflegt nicht selten den Menschen für sein ganzes späteres Leben mit dem Platz in der Gesellschaft zufrieden zu machen, auf den ihn seine Geburt gestellt hat, mag er so unbedeutend sein, wie er will." —

Nun folgte eine genauere Besprechung dieses Gegenstandes, die den einmal gefaßten Beschluß zwar in keiner Weise änderte, aber die Reise doch um einige Stunden verzögerte, weil Brita als zärtliche Mutter ihrem Sohn nicht gestatten wollte, sich ohne die gehörige Ausrüstung hinaus in die Welt zu begeben. Man kehrte deshalb erst nach Hause zurück, wohin Sten sie begleitete, und nachdem dort alles Nöthige mit möglichster Schnelligkeit besorgt worden war, reisten beide ab, von den wärmsten Segenswünschen der weinenden Zurückbeiibenden begleitet.

Olof ahnte nicht eher, was es hieß, sich von der Heimath zu trennen, als bis alle Gegenstände, die seinem Herzen nahe standen, hinter den Höhen

verschwunden waren und er sich allein in der Welt befand, an seiner Seite ein Fremdling, den er heute zum ersten Mal in seinem Leben gesehen hatte. Für einige Augenblicke fühlte er eine gewisse Unruhe über seinen eignen Unverstand, daß er das ruhige Leben in der Wohnung seines Vaters freiwillig gegen seine gegenwärtige unsichere Stellung vertauscht hatte; als er aber seine Blicke auf das offne Gesicht des Ritters richtete und auf diesem nichts fand, was ihm nicht Veranlassung zu Vertrauen und Zuneigung gegeben hätte, kehrte allmählig die Ruhe in sein Gemüth zurück, die der Abschied einigermaßen erschüttert hatte. Sten, der diese Gefühle ahnte, weil er seine eignen Gefühle noch nicht vergessen hatte, als er sein Vaterhaus verließ, um sein Glück in fremden Gegenden und unter fremden Menschen zu suchen, wollte den jungen Mann nicht darin stören und schwieg deshalb, bis dieser selbst für gut befand, eine Unterhaltung zu beginnen.

— „Nun sind wir auf dem Wege" — fing endlich Olof an — „nun könnt Ihr mir wohl sagen, Herr Ritter, wer die beiden Herren sind, die vor uns nach Wadstein gereist sind. Wenn ich

mich nicht irre, steht Eure Reise mit der ihrigen in Verbindung; ist es nicht so?" —

— „Es wäre unrecht, Dir länger zu verbergen, was Du ohnehin sehr bald erfahren mußt, wenn Du mich auf dieser Reise begleitest. Ich sage Dir's um so lieber, um so lieber, als ich Dir die Pferde Deines Vaters zu danken habe, durch die ich noch zeitig genug zu kommen hoffe." —

Nach diesen Worten theilte Sten dem jungen Bauer Alles, was sich bisher zugetragen, seine Wette mit Bernhard, seine Reise, seinen Ueberfall durch die Zigeuner, den Verlust seines Pferdes und seine Verzweiflung biszu dem Augenblick mit, da er auf eine fast wunderbare Weise die Unterstützung des redlichen Lars und seines wackeren Sohnes erhalten hatte.

— „Nun weißt Du Alles" — setzte er hinzu — „und kannst selbst am besten beurtheilen, ob meine Angelegenheit das Vertrauen verdient, das Du mir bewiesen hast und noch fortwährend beweisest." —

Olof nahm freundlich seine Hand und sagte: — „Habt Dank, Herr Ritter, für diese Mittheilung. Sie bestärkt mich in dem, was ich schon

lange geahnt habe und was die alte Großmutter daheim gleich vorhergesagt hat: — daß die Sache der beiden fremden Herren nicht die beste war. Versprecht mir nun, daß Ihr mir eine Bitte nicht versagt, die ich an Euch richten will.“ — — —

— „Recht gern, wenn es in meiner Macht steht“ — antwortete Sten.

— „Laßt mich bei Euch bleiben, bis Euer Kampf mit dem deutschen Ritter entschieden ist“ — fuhr Olof fort. — „Ich bin zwar jung an Jahren und arm an Welterfahrungen, aber mein Wille ist gut und mein Arm ist stark. Es ist also nicht unmöglich, daß ich Euch nützlich sein kann.“ —

— „Aber was würden Deine Eltern sagen, junger Mann, wenn Du länger bei mir bliebst, als zuerst verabredet wurde?“ —

— „Erinnert Ihr Euch nicht, daß die alte Großmutter sagte: — „„mache ihm keine Vorwürfe wegen seines Eifers, lieber Vater. Ich habe immer gesagt, daß Dir der Junge Ehre machen wird.““ —

— „Unter einer Bedingung will ich Deinen Wunsch erfüllen, mein lieber Olof.“ —

— „Nun?“ —

— „Der Ausgang dieses Abentheuers für mich mag sein, wie er will, Du verläßt mich unbedingt und kehrst in Deine Heimath zurück, sobald die Sache zwischen mir und Bernhard entschieden ist. Willst Du Dich dazu in voraus verbindlich machen, so will ich Deinen Wunsch erfüllen." —

Olof äußerte seine Zufriedenheit mit dieser Bedingung und versprach, sich genau darnach zu richten.

Nach kurzem Schweigen fuhr Sten fort: — „Hast Du auch Lust, thätigeren Antheil an diesem Kampf zu nehmen, als ein bloßer stummer Zuschauer desselben zu sein?" —

Das Gesicht des Jünglings verklärte sich plötzlich und mit einem schwachen Lächeln, das aber sehr viel ausdrückte, erwiederte er: — „Ich habe Björns Mörder nicht vergessen." —

Sten verstand diese Antwort und beschloß nun, bei seiner Ankunft in Wadstein Olof sogleich an Erich Kettilsson abzusenden, um denselben von Bernhards Absichten in Kenntniß zu setzen und dadurch die Vollführung des Klosterraubes wo möglich noch mehr zu erschweren.

Der übrige Theil ihrer Reise verging ohne

besondere Vorfälle. Wohlbehalten langten beide am Kloster an, wo Sten als Reisender Herberge suchte und fand. Olof dagegen zog weiter südlich nach Erich Kettilssons Burg, um seinen Auftrag auszurichten; und wir werden später erfahren, wie ihm dieß gelang.

Gleich bei seinem Eintritt ins Kloster begehrte Sten mit der Aebtissin zu reden. Seinem Verlangen wurde gewillfahrt und man führte ihn in die eigne Zelle der Mutter Ingegerd, worin diese seinen Besuch annehmen wollte.

Diese Zelle, im zweiten Stock des Gebäudes gelegen und noch jetzt unter dem Namen Sct. Brita's Gebetkammer bekannt, war größer und bequemer, als die Zellen der übrigen Nonnen, und bestand eigentlich aus zwei neben einander befindlichen Betzimmern. Die weißgetünchten Wände und die Decke waren mit Malereien bedeckt, die vermuthlich von einem Künstler im Kloster selbst herrührten und den Erlöser, die Jungfrau Maria, Johannes den Täufer, die Evangelisten, die heilige Birgitta und mehrere andere Heilige darstellten. Die Decke des innern Zimmers war gewölbt und mit den schönsten Malereien al fresco geziert, deren

lebhafte Farben sich durch Jahrunderte bis jetzt erhalten haben. Das Gemach hatte vier Fenster, die sehr klein waren und Schießscharten glichen. Der Fußboden bestand aus Ziegelsteinen, und in der Mitte desselben war ein großer viereckiger Stein eingesetzt, in welchen ein Rosenkranz eingehauen war. Auf diesem Stein pflegte die Aebtissin knieend ihre tägliche Andacht zu verrichten und eine gewisse Anzahl von **Pater noster** und **Ave Mariae** zu beten. Darüber hing eine Lampe an der Decke, die Tag und Nacht brannte.

Die Möbeln waren gering an Zahl und von der einfachsten Art. Einige unbemalte Breter waren zu einem Bett zusammen gefügt, welches blos aus einer Strohmatratze und einer groben Decke bestand. An einem Ende dieses Betts befand sich ein hölzernes, schwarz angestrichnes Kreuz, ungefähr drei Ellen in der Höhe, mit einem Kranz von vertrockneten Rosen vom vergangenen Sommer her geschmückt. Am andern Ende stand ein einfacher Holzstuhl und ein eben so anspruchsloser Tisch. Auf dem letzteren lag eine aufgeschlagne Bibel, und ein Rosenkranz von ursprünglich schwarzer Farbe, die durch häufigen Gebrauch braun ge-

worden war, lag als Merkzeichen zwischen den Blättern derselben.

An der gegenüber befindlichen Wand zeigte sich blos ein Betstuhl, ohne alle Bildschnitzerei, auf dessen Rücken ein großes **B.** eingeschnitten war. Dieser Buchstabe sollte Birgitta bedeuten, welcher der Stuhl zugehört und die denselben während ihres letzten Aufenthalts im Vaterland tagtäglich bei ihren Gebeten benutzt hatte.

In dem äußern Zimmer waren nur zwei Gegenstände, welche besondere Anfmerksamkeit auf sich zogen. Der eine war ein schwerer, grob gearbeiteter Schrank, der keinen anderen Schmuck, als eine große Masse greller Farben zeigte, die irgend ein Schmierer in der Malerkunst daran angebracht hatte. In diesem Schrank verwahrte die Aebtissin die vorzüglichsten Kostbarkeiten des Klosters. Der andere war ein schwarzer Sarg auf einer Bahre, dessen abgenommener Deckel an einer Wand lehnte, so daß sich die Aebtissin ungehindert an jedem Tag in den Sarg legen konnte, um sich ihrer Sterblichkeit zu erinnern.

Bei Sten's Eintritt in die Zelle war Ingegert so eben aus dem Sarg gestiegen, in welchem

sie einige Stunden unter frommen Betrachtungen zugebracht hatte. Sie war bleich und mager, von langer Figur, und hatte einen Blick, der Ehrfurcht, wenn nicht gar Furcht, einflößte. Von ihrer Mutter Märtha, Birgitta's Tochter, mit einer Strenge erzogen, die an Grausamkeit grenzte, war ihr Zärtlichkeit und Milde unbekannt; sie besaß eine harte, gefühllose, eiserne Natur, die nichts als die Sprache ihrer Pflicht verstand und fest an der Ansicht hielt, daß die Ruhe des Gemüths lediglich von den Kasteiungen des Körpers abhing. Alle, die nicht in einem Kloster lebten, hielt sie für unglückliche und verlorne Menschen, die ihrem Untergang unvermeidlich entgegen gingen und deshalb nichts, als Strafe von Gott und den Menschen verdienten. Obwohl sie jedoch dieselben mit Verachtung betrachtete, war sie doch durch nichts zu bewegen, sich ungerecht gegen sie zu benehmen oder ihnen ein gegebenes Versprechen nicht zu halten. Dieß hatte sie, auch außerhalb des Klosters, in großes Ansehen gesetzt, und ihre Person mit einem Schein von Heiligkeit umgeben, der die große Masse des Volks verblendete und sie beinahe zu einem höheren Wesen, nicht der Güte, sondern der Strenge, machte,

dem man sich nur mit Furcht und Zittern im Herzen näherte.

Ingegerd war in die gewöhnliche Birgittinertracht gekleidet; allein zum Zeichen ihrer Würde trug sie ein goldnes Kreuz an einer feinen und künstlich gearbeiteten Kette um den Hals. Außerdem war in ihr grauwollnes Gewand ein rothes Kreuz auf der Brust eingenäht. In der Hand hielt sie ein kleines hölzernes Kreuz mit dem Bild des Erlösers, das sie von Zeit zu Zeit an ihre Lippen drückte und ungefähr in der Weise benutzte, wie die Damen des neunzehnten Jahrhunderts ihre Fächer zu benutzen pflegen.

Sten begrüßte sie ehrfurchtsvoll. Sie erwiederte seinen Gruß mit einer kaum sichtbaren Bewegung des Kopfes, gab ihm aber mit ihrer ausgestreckten Hand zu erkennen, daß er sich auf den Stuhl setzen könne, wenn er wolle. Ohne jedoch von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, theilte er ihr offen und ohne Umschweife die Ursache seiner Reise mit und setzte hinzu: — „Ich bin hierher gekommen, um möglicher Weise den bösen Plänen zuvorzukommen, die man im Sinne hat.

Befehlt über meinen Arm! Elisif Wase soll kein Opfer dieser Nichtswürdigkeit werden!" —

Ingegerd hatte seiner Erzählung vom Anfang an mit Ruhe zugehört und im Laufe derselben nur dann und wann zu dem Sprecher empor geblickt, als wenn sie in seinen Augen lesen wollte, ob alle seine Worte wahr wären. Als er seine Darstellung beendigt hatte, äußerte sie argwöhnisch: — „Schwester Elisif ist Euch also bekannt, Ritter?" —

— „Ich habe sie nie gesehen" — versetzte Sten mit Würde.

— „Und dennoch nehmt Ihr ihre Parthie?" —

— „Ja; denn es ist nicht das weltliche Mädchen Elisif, es ist die Klosterjungfrau, die ich zu retten suche." —

Ingegerd blickte ihn wieder zweifelnd an und sagte halblaut: — „Wir wollen bald sehen! Ich werde Elisif rufen lassen." — Bei diesen Worten öffnete sie die Thür und zog an einer kleinen Klingel, die sich an der Wand befand und in den Korridor führte.

— „Die Gefahr ist um so größer" — fuhr Sten fort — „als sie sehr nahe, ja augenblicklich ist; denn Ritter Bernhard befindet sich bereits in diesen Mauern." —

Bei dieser Nachricht trat die Aebtissin einige Schritte zurück und rief bestürzt: — „Wie! — Bernhard hier?" —

— „Nach dem, was ich erfahren, genießt er schon seit ein oder zwei Tagen die Gastfreiheit des Klosters." —

— „Unmöglich." —

— „Lasset nur nachfragen, ob es nicht so ist, ehrwürdige Mutter. Vielleicht werdet Ihr finden" — — —

— „In diesem Kloster kann sich ohne meine Erlaubniß kein Fremder aufhalten; und gegenwärtig sind nur zwei reisende Ritter hier, welche die Gesetze der Gastfreundschaft in Anspruch nehmen." —

— „Einer von diesen Rittern ist der Klosterräuber!" — rief Sten. — „Ich bin fest überzeugt, er ist es und kein anderer." —

In diesem Augenblick trat eine Nonne in die Zelle.

— „Du hast gerufen, Mutter“ — fragte sie — „Was gebietest Du?“ —

Ingegerd schien unentschlossen zu sein, allein sie faßte schnell ihren Entschluß und erwiederte: — „Sage Schwester Katharinen, daß sie zu mir kommt!“ —

— „Es war ja noch eben Eure Absicht, Elisif hierher zu rufen; warum habt Ihr diesen Beschluß so plötzlich geändert?“ — fragte Sten, nachdem sich die Nonne wieder entfernt hatte.

Ingegerd stellte sich, als ob sie diese Bemerkung nicht gehört hätte. Die Hände über die Brust gefalten und die Augen auf die Erde gerichtet, stand sie lange in sich selbst versunken da und überdachte die Nachrichten, welche sie erhalten hatte. Wenn sich nicht ihre Brust durch die dicke wollne Kleidung hindurch sichtbar gehoben und den Kampf, der in ihrem Innern vorging, angedeutet hätte, würde man geglaubt haben, eine leblose Bildsäule

vor sich zu sehen. Sten unterbrach ihr Nachdenken nicht, denn er wußte, daß es dem Wohl oder Wehe seiner Zukunft galt. Endlich erhob sie ihr Haupt wieder und sprach mit einem Seufzer: — „Er hat mein Versprechen. Ich kann es nicht brechen, und sollte es auch einem Klosterräuber gegeben sein!" —

Katharina trat ein.

Sie war bleich und zitterte. Die Röthe um ihre Augen zeigte deutlich, daß sie geweint hatte. Ob Ingegerd in ihrem eignen aufgeregten Zustand dieß nicht bemerkte oder ob sie nicht sehen wollte, was deutlich genug zu sehen war, mag dahin gestellt bleiben; allein sie redete die eintretende Nonne freundlich, aber ernst an: — „Du warest es ja, Katharina, die mir den Wunsch der beiden fremden Ritter mittheilte, einige Tage im Kloster bleiben und dem bevorstehenden Fest beiwohnen zu dürfen?" —

Mit niedergeschlagenen Augen und zitternd vor Furcht antwortete Katharina ein kaum hörbares Ja.

— „Du hast mein Versprechen; fürchte nicht, daß ich es breche" — fuhr die Aebtissin

fort. — „Aber weißt Du auch, wer die Fremdlinge sind, die wir in den Mauern des Klosters hegen?" —

Auf diese Frage gab Katharina eine so offne und bestimmte verneinende Antwort, daß Ingegerd keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Worte zweifelte.

— „Gut!" — versetzte die Aebtissin, nachdem sie sich einige Minuten besonnen hatte. — „Geh, suche den Pater Magnus auf und bitte ihn, sich hier einzufinden, sobald es seine kostbare Zeit erlaubt." —

Die Nonne entfernte sich.

— „Ihr werdet doch nicht gestatten, ehrwürdige Mutter, daß diese Abentheurer ungehindert im Kloster bleiben?" — fragte Sten, als er mit der Aebtissin wieder allein war.

— „Ein Versprechen ist heilig, mag es auch noch so übereilt sein" — entgegnete Ingegerd.

— „Auch wenn der Ruf des Klosters auf dem Spiel steht?" — wandte Sten ein.

— „Ich verlasse mich ruhig auf den Beistand der Mutter Gottes.“ —

— „Ihr gedenkt also die Dinge in Erwartung dieses höheren Beistandes ruhig ihren Gang gehen zu lassen, ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen?“ —

— „Der kluge und ehrwürdige Vater Magnus soll das ganze Sachverhältniß von mir erfahren und wird diese Fremdlinge mit Aufmerksamkeit zu beobachten und zu bewachen wissen. Ungern möchte ich übrigens glauben, daß ihre Absichten in dem Grade verbrecherisch sind, wie Du zu glauben scheinst, Bruder.“ —

— „Aber Elisif darf doch nicht in Unwissenheit über die Gefahr gelassen werden, in welcher sie schwebt?“ —

— „Ich will ihrem Beichtvater zu beurtheilen überlassen, ob sie davon in Kenntniß gesetzt werden muß oder nicht.“ —

— „Das ist also Alles, was gethan werden soll, um ein Verbrechen zu verhindern, welches nicht verfehlen wird, Aufmerksamkeit in der ganzen Chri=

stenheit zu erregen und dem Namen Wadsteins einen Flecken beizubringen, den keine Zeit wieder austilgen kann?" —

— „Niemand kann für die Heiligkeit dieses Klosters mehr besorgt sein, als ich; aber meine Ansichten über Gefahr sind nicht diejenigen, welche Du hegst, Bruder. Ich betrachte die Dinge ruhiger, als Du; allein glaube darum nicht, daß ich mich mit der Hoffnung einschläfere, es seine keine Gefahr vorhanden. Nein, von dieser Stunde an soll sich meine Wachsamkeit verhundertfachen, und wenn meine Gebete irgend etwas bei der heiligen Mutter Gottes vermögen, so wird mir's schon gelingen, das unerhörte Verbrechen zu verhindern, das man gegen das Kloster ausführen will." —

— „Ihr kennt den listigen Feind nicht, der aus irgend einer Laune den Untergang Elisifs beschlossen hat. Er ist fein genug, sich nicht so zu zeigen, wie er wirklich ist; und seine Beharrlichkeit, ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, ist bisher vom Glück mit einem Erfolg gekrönt worden, der ihm Ansehn und Macht unter seinen Landsleuten

verschafft hat, die jetzt das arme Schweden beherrschen. Das Gerücht sagt, er habe noch nie einen seiner Vorsätze aufgegeben. Ich sage dieß nicht, weil ich etwa der Ueberzeugung wäre, daß Bernhards Pläne durchaus nicht zu verhindern wären, sondern ich sage es, um Euch zu warnen, Mutter, und Euch zu zeigen, daß dieser Mann kein gewöhnlicher Feind ist, der leicht zurückgewiesen werden kann. Gebe Gott, daß der Ausgang dieses Kampfes die Schritte und Maßregeln rechtfertige, die Eure Weisheit ergreifen wird!" —

Mit diesen Worten entfernte sich Sten, sehr wenig zufrieden mit der Ruhe und Sicherheit, welche Ingegerd zeigte und die, wie er befürchtete, Bernhards Unternehmen erleichtern mußte. Die Nothwendigkeit einsehend, nunmehr auch die geringste Handlung seines Feindes zu bewachen und ihm so sehr als möglich auf dem Fuße zu folgen, beschloß er, ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, damit er wenigstens jeden Augenblick wisse, wo er sich gerade aufhielt. Er hoffte dabei, daß Erich Kettilsson sich persönlich zu der bevorstehenden Feierlichkeit einfinden und ihm dadurch

einen mächtigen Beistand gewähren würde. Zwar hatte man ihm im Kloster gesagt, daß der alte Vater der werdenden Nonne der Weihe seiner Tochter wahrscheinlich nicht beiwohnen würde, weil er krank sei und sein Bett nicht verlassen könne; allein er vertraute auf Olofs Sendung und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der Alte, nachdem er auf Bernhards Vorhaben aufmerksam gemacht worden war, sich entweder in eigner Person einfinden oder, wenn ihm dieß nicht möglich sein sollte, eine hinreichende Anzahl von Kriegern schicken würde, um Gewalt abzuwehren.

Ingegerd überlegte lange mit Magnus, was in dieser Lage am besten zu thun sei. Der Mönch, der von Natur mißtrauisch war, äußerte anfangs Zweifel an Sten's reinen Absichten und rieth deshalb — — diesen aus dem Kloster zu weisen. Allein nach näherem Nachdenken erwachte auch sein Argwohn gegen Bernhard und dessen Begleiter und er konnte sich nicht länger verbergen, daß die Wahrscheinlichkeit in der That mehr für, als gegen Sten sprach. Unter so bedenklichen Umständen glaubte er nichts anderes, als den äußersten Grad von Vorsicht anrathen zu können, da nämlich —

wie er ebenfalls erklärte — die Aebtissin ihr gegebenes Versprechen nicht brechen könne. Aber Elisif Alles zu erzählen und sie dadurch auch ihrerseits wachsam zu machen, verwarf er gänzlich; denn — meinte er — es sei in seinen Augrn sündlich, sie aus ihrer Ruhe aufzuschrecken und ihre Gedanken während der wenigen Stunden, die ihr noch übrig waren, sich auf den wichtigsten Schritt ihres Lebens vorzubereiten, von Gott abzuziehen. Ingegerd that gewissenhaft Alles, was er rieth, und ergriff mehrere Vorsichtsmaßregeln, die bei Bernhard keinen Argwohn erwecken konnten. Magnus seinerseits versäumte noch weniger, aufmerksam auf Alles zu sein; und da auch Sten's scharfes Auge wachte, so konnte nicht gut etwas Wichtiges geschehen, ohne daß man sogleich Kenntniß davon erhielt.

Die Zeit verging inzwischen ruhig. Die beiden verdächtigen Fremden hielten sich still in dem Zimmer, das man ihnen angewiesen hatte, und ließen sich fast nie im Garten sehen; geschah das letztere ja einmal, so nahmen sie ihren Weg gerade hinunter an das Ufer des See's, betrachteten den

überall festgefrornen Wettersee einige Augenblicke, kehrten dann ins Kloster zurück und verschlossen sich wieder in ihr Zimmer. Niemand besuchte sie dort, als der Koch, der ihnen das Essen brachte und dadurch Gelegenheit erhielt, seiner beweglichen Zunge jedesmal eine Weile freien Spielraum zu lassen. Pater Magnus examinirte ihn sehr oft in diesen Tagen, aber die Antworten, die ihm Olaus über das Benehmen der Fremden gab, waren sehr beruhigend und gaben keine Veranlassung mehr, sich über den angedrohten Klosterraub zu beunruhigen.

Katharina hatte, treu ihrem Versprechen, Bernhard und dessen Begleiter die Erlaubniß der Aebtissin verschafft, im Kloster zu bleiben und ungehindert aus und ein zu gehen. Allein jemehr sie über die dritte Anforderung, die ihr gestellt worden war, daß sie nämlich dem Ritter Gelegenheit zu einem Versteck in der Kirche bieten solle, nachdachte, destomehr fürchtete sie, daß darunter eine Schlinge verborgen läge, die ihr nicht deutlich genug sichtbar sei. Eine Ahnung sagte ihr, daß diese Schlinge sich auf Elisif beziehe, und mehr als einmal ging sie an Elisifs Zelle, um derselben ihre

Entdeckung mitzutheilen; allein eine falsche Schaam darüber, daß sie ihren Mißgriff in Bezug auf Personen bekennen sollte, denen sie vorher ihr ganzes Zutrauen geschenkt hatte, hielt sie davon zurück, der Freundin ihr Herz zu öffnen.

* * *

Capitel X.

Die Nonne.

Schön wie ein ächter Wintermorgen im Norden brach der Tag an, an welchem Elisif Wase den Schleier nehmen sollte. Die Kälte war gleichmäßig, aber nicht streng, und die Schlittenbahn prächtig, so daß die Menge der Neugierigen, welche die schöne Feierlichkeit mit ansehen wollten, größer als bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit war.

Schon früh am Morgen verkündete die große Glocke der Klosterkirche, durch ihr festliches Geläute, daß etwas Ungewöhnliches bevorstand. Bald darauf drängten sich Schaaren von Menschen durch den Eingang und erfüllten die besten Plätze in der Kirche.

Die Klosterkirche hatte eine Länge von 180 und eine Breite von 108 Fuß. Sie war von Ziegelsteinen erbaut, hatte vier Reihen Säulen mit drei breiten Gängen und wurde durch vierzehn hohe Fenster erleuchtet. Der Fußboden war überall mit kleingehackten Tannenreisern bestreut, hier und da hatte man auch die Säulen mit großen Tannenzweigen geschmückt. Auf den verschiedenen Altären brannten zahlreiche Lichter; und Alles, was das Kloster Kostbares an Silber, Edelsteinen und Reliquien besaß, war des Festes wegen hervorgesucht worden. Der Hochaltar zeichnete sich in dieser Hinsicht ganz besonders durch Pracht aus und zog die Bewunderung aller Anwesenden auf sich. Eine Menge von Wachslichtern verbreitete über die daselbst befindlichen Heiligenbilder einen wahrhaft zauberischen Glanz, der sich mit dem mächtigen Licht mischte, welches die durch zwei große Seitenfenster eindringenden Sonnenstrahlen um sich ergossen. Von der Decke hingen außerdem mehrere Lampen herab, deren bleiche Flammen in dem hellen Tageslicht Gespenstern glichen, die in der Luft über den Häuptern der Versammelten schwebten. Der Rauch von allen diesen Lichtern machte die Luft

schwer, und die Weihrauchbecken, welche überall in der Kirche ausgestellt waren und tausende von Wohlgerüchen in Wolken um sich verbreiteten, verdichteten die Luft noch mehr.

In der Nähe des Hochaltars, an welchem sich ein Gemälde, das Fegefeuer vorstellend, und darüber ein großes Kruzifix befand, war ein Theil der Kirche durch eine leichte, nach außen hin schwarz bemalte Schranke abgesperrt. Mitten in dieser Schranke befand sich eine Oeffnung, etwa zwei Ellen ins Gevierte groß, die vor dem Beginn der Feierlichkeit mit einem schwarzen Vorhang bedeckt war. Vor dieser Oeffnung, auf einer Art von Erhöhung stand ein Lehnstuhl, reich gearbeitet und mit kostbaren Stoffen bekleidet. Dieser Sitz war für diejenige bestimmt, welche die neue Nonne weihen sollte.

Unter der großen Volksmasse, die zusammengeströmt war, um der Feierlichkeit beizuwohnen, befand sich auch König Albrecht und Ritter Bernhard. Beide trugen dieselbe einfache Kleidung, in welcher sie das Kloster betreten hatten; nur Albrecht hatte um den Hals eine massive goldne Kette hängen, die er bei seiner Ankunft nicht getragen

hatte. Diese Kette zeichnete sich nicht blos durch ihre Schwere, sondern auch durch die Kunst aus, mit welcher ihre verschiedenen Glieder zusammengefügt waren. Jedes Glied stellte einen Ochsenkopf — das Meklenburgische Wappen — vor, und zwischen diesen Ochsenköpfen hatte der künstlerische Verfertiger auf geschickte Weise die Wappen der meisten bekannten europäischen Nationen angebracht.

Beide waren schon zeitig in der Kirche, schienen aber alle Aufmerksamkeit von sich ablehnen zu wollen, denn sie mischten sich stets unter den dichtesten Volkshaufen. Unbemerkt und allmählig näherten sie sich jedoch dem abgesperrten Raum und gelangten auf diese Weise bis an den vor die Oeffnung gesetzten Stuhl. Dort faßten sie Posto und schienen entschlossen, diesen Platz trotz aller Püffe von Seiten des andringenden Publikums zu behaupten.

Alle diese Bewegungen entgingen jedoch Sten nicht, der seit ihrem Eintritt in die Kirche seine Augen unverwandt auf sie gerichtet hatte und gegen alles Andere um ihn her taub und blind war. Er hielt sich aber immer in einiger Entfernung

von ihnen, damit sie seine Gegenwart nicht bemerken möchten; und dieß hinderte ihn allerdings, Bernhards Begleiter genauer zu betrachten. In der Sache selbst kümmerte er sich wenig darum, denn Bernhards eigne Person nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; und wer ihm in einer Angelegenheit, wie diese, beistand, das konnte Sten ganz gleichgültig sein. Aber wenn es ihm auch eingefallen wäre, sich diesen Begleiter näher zu besehen, so würde er doch nicht geahnt haben, wer es war; denn der König Albrecht war ihm unbekannt; da er sich seit seiner Kindheit am dänischen Hofe aufgehalten und den König von Schweden nie gesehen hatte.

Kurz vor dem Anfang der Feierlichkeit fühlte Sten einen Schlag auf seiner Schulter und als er sich umwandte, sah er den Pater Magnus an seiner Seite, der ihn freundlich grüßend fragte, ob er die beiden Fremden gesehen habe.

Sten bejahte diese Frage.

— „Wenn sie auch wirklich die verbrecherische Absicht hegen sollten, die Du glaubst, Ritter" — fuhr Magnus fort — „so ist doch wenigstens für jetzt keine Gefahr zu befürchten, denn so lange

diese Volksmasse hier versammelt ist, wagen sie gewiß nicht, ein solches Verbrechen zu begehen. In jedem Fall habe ich Sicherheitsmaßregeln getroffen, die uns für heute gegen ihr Vorhaben schützen; und kommt der morgende Tag, so ist die Aebtissin an ihr Versprechen, sie im Kloster bleiben zu lassen, nicht länger gebunden; dann müssen sie fort. Später aber möchte ich wohl sehen, wie sie eine Nonne rauben wollten, wenn sie nicht mit einem ganzen Kriegsheer kommen und uns förmlich belagern. Allein auch dann möchte der Ausgang ungewiß sein, denn das schwedische Volk würde einer solchen Schandthat nicht schweigend zusehen, sondern sich in Masse erheben und die Kirchenschänder bestrafen.“ —

Sten war weit entfernt, an eine solche Sicherheit, wie Magnus, zu glauben; aber er antwortete nur: — „Ist noch keine Nachricht von Erich Kettilsson angekommen? — Weiß man, ob er zur Hochzeit seiner Tochter kommen wird oder nicht?“ —

— „Seit mehreren Tagen ist kein Bote von ihm gekommen.“ —

— „Auch ich erwarte einen Boten mit wichtigen Nachrichten von Erich Kettilsson.“ —

— „Wenn Dein Bote Nachrichten bringen soll, welche Elisifs Einkleidung als Nonne betreffen, so kommt er zu spät; denn horch! eben jetzt beginnen die frommen Schwestern drinn die herrliche Messe.“ —

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Während der Messe trat Elisif durch die große Pforte in die Kirche, blieb aber unweit der Pforte stehen, kniete dann auf den harten Steinboden nieder und verweilte in dieser Stellung, bis die Messe vorüber war. Sie war mit aller Pracht gekleidet, die ein Frauenzimmer ihres Ranges zu jener Zeit an sich zeigen konnte. Allein es war nicht diese Pracht, die hier Aller Blicke auf sich zog, sondern der herrliche Ausdruck ihrer gen Himmel gerichteten Augen. In diesem Blick lag so viel Seligkeit, so viel Freude, daß man diesen Seelenzustand zu beneiden sich fast versucht fühlte.

Als die Messe zu Ende ging, näherte sich der Knieenden eine Prozession von Chorknaben und Mönchen, die brennende Wachskerzen und rothe Fahnen trugen, auf denen sich die Bildnisse des

Erlösers und der Jungfrau Maria befanden. Dieser Zug wurde vom Beichtvater Magnus beschlossen, der in einer Hand einen Ring, in der andern ein kleines schwarzes hölzernes Kreuz mit dem Bild des Erlösers trug. Sie alle stellten sich in einen Kreis um Elisif, die auf den Knieen liegen blieb. Magnus, der ihr zunächst stand, begann nun die Feierlichkeit, indem er ihr das Kruzifix zum Küssen reichte und mit tiefer, ernster Stimme fragte: — „Bist Du, junges Mädchen, frei von allen Banden, welche Dich an die Erde fesseln?" —

Elisif antwortete darauf ein lautes Ja.

— „Ist es Schaam oder Kummer oder Ueberdruß an der Welt, was Dich treibt, die Ruhe des Klosterlebens aufzusuchen?" —

— „Nicht Schaam, nicht Kummer, nicht Ueberdruß an der Welt ist es, was mich zu diesem Schritt getrieben hat, sondern innige Liebe zu Christus, der am Kreuz für mich gestorben ist." —

— „Dann bete in seinem Namen um seiner und um seiner heiligen Mutter, der Jungfrau Maria, Hülfe und Beistand." —

Während Elisif, gehorsam dieser Aufforderung, ein stilles Gebet sprach, weihte Magnus den gold-

nen Ring mit den Worten: — „O ewiger und allmächtiger Gott! Segne diesen Ring, so daß Deine Dienerin, die ihn zum äußeren Kennzeichen, daß sie Deine Braut ist, tragen soll, auch im Innern Deines Glaubens und Deiner Liebe würdig sein mag, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!" —

Drauf forderte er sie auf, ihren Eid abzulegen; und sie kam, die rechte Hand auf die Klosterregeln gelegt, dieser Aufforderung mit folgenden Worten nach:

— „Ich, Elisif Wase, schwöre Gott dem Allmächtigen, der Jungfrau Maria, der heiligen Birgitta und Euch, Pater Confessor, Gehorsam, Keuschheit und Armuth! Ich schwöre, die Regeln dieses Klosters zu bewahren und zu halten und der Mutter Aebtissin in allen Stücken treu, gehorsam und gewärtig zu sein bis zu meinem Tod, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!" —

— „Gelobst Du" — fuhr Magnus fort — „Gott allein Deine Seele zu geben und Niemand so zu lieben, wie Deinen Gott?" —

— „Ja!" — antwortete Elisif fest.

— „Allmächtiger Gott, befestige sie in ihrem Entschluß!“ — sprach Magnus, indem er ehrfurchtsvoll das Zeichen des Kreuzes machte.

Drauf steckte er den Ring an den Goldfinger ihrer rechten Hand und sprach: — „So weihe ich Dich, Elisif, zu Gottes Braut und unwiderruflichem Eigenthum, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“ —

Auf ein von ihm gegebenes Zeichen setzte sich nun der Zug wieder in Bewegung, und zwar in derselben Ordnung, wie früher, nur mit dem Unterschied, daß sich nun Elisif der Prozession anschloß, dicht hinter Magnus und gefolgt von den Mönchen, welche die Fahnen trugen. Als sie sich der verhangenen Oeffnung am Hochaltar näherten, verschwanden Alle hinter dem Vorhang, mit alleiniger Ausnahme des Pater Magnus, der sich auf den Lehnstuhl außerhalb der Schranken setzte. In demselben Augenblick erhob sich der schwarze Vorhang, der die Oeffnung in den Schranken bisher bedeckt hatte.

Der Anblick, welcher sich jetzt den neugierigen Zuschauern darbot, war in der That dramatisch. Zunächst an der Oeffnung und dicht hinter den

Schranken lag Elisif auf den Knieen, das Haupt gebeugt und das Kreuz gegen ihre Brust gedrückt. Einige Schritte hinter ihr stand eine Bahre mit einem Sarg, über den eine schwarze Decke gebreitet war. Auf einer Seite derselben standen die Nonnen, ihnen gegenüber die Mönche, alle die Hände auf der Brust gekreuzt. Weiter nach dem Altar zu stand die Aebtissin, an jeder ihrer Seiten eine der ältesten Nonnen.

Nachdem von dem gesammten Klosterpersonal eine Hymne gesungen worden war, ging Ingegerd langsamen Schrittes auf Elisif zu. Nachdem sie mehrere Male das Zeichen des Kreuzes gemacht und alle Nonnen dasselbe wiederholt hatten, nahm sie schnell eine Scheere, die ihr von einer der zunächst stehenden Schwestern gereicht wurde, und schnitt damit Elisifs langes Haar ab. Diese Operation geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß man ihr kaum mit den Augen folgen konnte. Gleichzeitig schwieg der Gesang und gab einem grabesähnlichen Schweigen Raum, das mehrere Minuten lang in der ganzen Kirche herrschte und erst vom Pater Magnus unterbrochen wurde, der das

vor ihn hingebreitete Nannengewand einsegnete und dann mit lauter Stimme folgendes Gebet las:

— „Domine Jesu Christe, qui tegmen nostrae mortalitatis induere dignatus es, obsecramus immensam tuae largitatis abundantiam, ut hoc genus vestimenti, quod sancti Patres ad innocentiae et humilitatis indicium abrenunciantibus seculo ferre sancierunt, tu ita benedicere digneris, ut haec famula tua quo hoc usus fuerit te induere mereatur. Qui vivis et regnas, Domine Jesu Christe, qui non vis mortem peccatorum, sed desideras poenitentiam. Quaesumus clementiam tuam, ut hanc famulam tuam, quae haec vestimenta in signum obedientiae et castitatis, paupertatis et poenitentiae ferre proponit, tu benedicere et adjuvare digneris, ut vanitate hujus seculi relicta te per veram humilitatem induere mereatur. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!" —

Während er dieses Gebet ablas, nahm Elisif unter dem Beistand einiger Nonnen alle ihre Kostbarkeiten sammt dem Obergewand ab und blieb in einem weißen Unterkleid stehen. Magnus bespritzte

sie nun mit Weihwasser, hing ihr das graue Klostergewand um und sprach:

— „Deus omnipotens det tibi veram poenitentiam in tua conscientia et perfectam contricionem in conde tuo, facietque te sic nunc procedere in viam salutis, ut numquam amplius concencias peccato donetque tibi de peccatis commissis veram emendationem et de futuris cautelam. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!

Dominus Jesus Christus, spes omnium Christianorum det tibi spem et fiduciam in animo tuo, ut sic speres de ejus misericordia ut non obliviscaris ejus justitiam et sic timeas ejus severitatem quod non obliviscaris ejus pietatem et bonitatem. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!“ —

Drauf wurde ihr der Mantel umgelegt und der Pater fuhr fort:

— „Dominus Deus omnipotens principium verae fidei corroboret et confirmet animam tuam in vera fide et caritate, et det tibi quae credenda sunt credere et usque ad finem vitae

in bono incepto persistere. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!“

Während der Mantel vermittelst eines hölzernen Knopfs über der Brust befestigt wurde sprach Magnus zu Elisif:

— „Dominus noster Jesus Christus, qui propter nimiam caritatem, qua dilexit nos, ligno crucis affixus est et amarissima morte damnatus ipse animam tuam configat et transverberet memoriam passionis suae, ut canitas tua ad solum Deum ferveat et ignis caritatis divinae amplexans te tribuat tibi requiem in suo benedicto bracho, in qua omnes sancti requiescunt. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!“ —

Nun blieb nur noch der Kopfschmuck übrig, den Elisif selbst sich anlegte, während Magnus folgende Worte zu ihr sprach:

— „Dominus noster Jesus Christus sit animae tuae umbraculum et refrigerium, ut nulla ei nociva nocere valeant detque intellectui tuo spirituale lumen et sapientiam, ut terrena omnia et quae animae tuae sunt nociva ante oculos tuos sint mortua et via, quae ducit ad

coelestia illuminetur ante animam tuam quatenus eum, qui te elegit cognoscere possis. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!“ —

Das Gesicht der jungen Nonne zeigte während aller dieser Ceremonien die vollkommenste Ruhe, obgleich in ihren fortwährend niedergeschlagnen Augen eine gewisse Düsterheit zu herrschen schien. Als ihr aber der Pater Magnus ein angezündetes Wachslicht hinreichte und eine Krone von künstlichen weißen Blumen auf das Haupt setzte, klärte sich mit einem Mal ihr blasses Gesicht auf und nahm eine leichte Röthe an, die dem ganzen Gesichtsausdruck etwas Verklärtes gab. Gleichzeitig stimmten die Nonnen und Mönche zusammen die schöne Hymne: — „Sposa Christi! Sposa Christi!“ — an.

Als diese vorüber war, hielt Magnus eine lateinische Rede an sie, welche gute Rathschläge für eine würdige Klosterschwester enthielt. Hierauf wurde die Eingeweihte von einem Mönch aufgefordert: — „Tritt hervor, Braut Christi, zum Altar und demüthige Dich im Staub vor Deinem Bräutigam!“ —

Bei dieser Aufforderung, welcher die Angeredete augenblicklich nachkam, knieten alle Angehörige des Klosters nieder. Magnus las nun mit lauter Stimme die Litanei, indem er zu allen Heiligen der Christenheit für die junge Dienerin im Tempel des Herrn betete. Er legte ihr darnach die Hand aufs Haupt und sagte ihr folgendes Sündenbekenntniß vor, das sie nachsprach:

— „Ich bekenne vor Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen, auch vor Euch, meinem Beichtvater, daß ich mit Gedanken, Worten und Handlungen gesündigt habe, und rufe darum die Jungfrau Maria und alle Heiligen Gottes an, daß sie für mich armen sündigen Menschen bitten!" —

Ein harmonischer Gesang erhob sich jetzt, während dessen Magnus mit lauter Stimme ein Vaterunser über sie las. Er endigte mit einigen Gebeten und rief dann dreimal „Kyrie Eleison," welche Worte von den Sängern eben so oft wiederholt wurden.

Als diese Töne verstummt waren, erhob sich Elisif aus ihrer knieenden Stellung und umarmte die Aebtissin und alle Nonnen. Die Chöre der Nonnen und Mönche stimmten dazu an „Veni

Creator Spiritus," und vor dem Schlusse dieses Gesanges verließ die Aebtissin die Kirche, von der jungen Nonne sammt allen übrigen Angehörigen des Klosters begleitet.

Vier Schwestern trugen hinter der Neugeweihten die Bahre mit dem Sarg und setzten sie in einem innerhalb des Klostergebäudes selbst befindlichen Saal in Gegenwart aller versammelten Schwestern nieder.

Das schwarze Tuch, welches den Sarg bedeckte, wurde abgenommen. — — — Auf einen Wink der Aebtissin, den auch Elisif verstand, wurde die junge Nonne von vier Schwestern emporgehoben und in den Sarg gelegt, dieser aber wieder mit dem schwarzen Bahrtuch bedeckt.

Nun wurde von der umstehenden Schaar das herrlichste Miserere angestimmt. Es war der letzte Abschied von der Erde, der letzte Gruß der Freunde und Verwandten für Elisif, die Alles besaß, was das Leben Angenehmes bieten kann, Gesundheit, Jugend, Anmuth, Unschuld, Heiterkeit, Reichthum und Ansehn, und dennoch Alles auf dem Altar der Entsagung opferte! — — —

Die Feierlichkeiten dieses Tages, welche mehrere Stunden gedauert hatten, waren nun vorüber für die neugierige Menge, die sich unter verschiedenen Betrachtungen über die junge Nonne allmählig zerstreute. Man hielt es im Allgemeinen für unbegreiflich, wie ein so junges und schönes weibliches Wesen, das so vieles in der Welt zu hoffen hatte, sich in ein Kloster begraben konnte. Einige wollten wissen, eine unglückliche Liebe habe sie zu diesem Schritt veranlaßt; andere behaupteten, ihr harter Vater habe sie durch seine allzugroße Strenge gewissermaßen dazu genöthigt; Alle aber beklagten sie, daß sie das Weltleben verlassen müsse.

So lange die Feierlichkeiten dauerten, sprachen Albrecht und Bernhard kein Wort mit einander. Sten folgte anfangs jeder ihrer Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne jedoch das Geringste zu bemerken, was ihn unruhig hätte machen konnen. Er kannte aber Bernhard zu gut, um ihn für fähig zu halten, ein Ziel aufzugeben, das er zu erreichen sich einmal vorgenommen hatte, ohne wenigstens einen gewaltsamen Versuch zum Gelingen zu machen. Es war also keineswegs die Hoffnung, daß sein Feind ihm den Sieg bereits

überlassen habe, die Sten in eine falsche Ruhe einwiegte und seine Blicke allmählig von den beiden Rittern abzog. Ein anderer Gegenstand hatte seine entzückten Augen gefesselt und mit einem Mal seinem Gedächtniß die Gegenwart des Mannes entrückt, von dessen Unternehmungen jetzt Sten's eignes Lebensglück abhing. Er hatte Elisif gesehen; und von diesem Augenblick an fühlte er, daß auch er lieben konnte. Die engelhafte Güte, die sich so deutlich in ihrem Angesicht aussprach und den Hauptzug in dem Character dieses jungen Mädchens ausmachte, nahm ihn auf eine Weise ein, die er sich nicht erklären konnte. Es war das Ideal seiner Jugendträume, das hier plötzlich in der Wirklichkeit vor ihm stand, aber in einer weit schöneren, reineren und edleren Gestalt, als er sich jemals mit den blendendsten Farben seiner Phantasie hatte malen können. So hatte er sich das Weib gedacht, aber nie, weder in Dänemark, noch in Schweden, gefunden. Hingerissen von der Gewalt seiner Gefühle vergaß er gänzlich, wer diejenige war, die ihn so plötzlich in die Fesseln der Liebe geschlagen hatte. Erst in dem feierlichen düsteren Augenblick, in welchem Elisifs Haare ab-

geschnitten wurden, ahnte er die Wirklichkeit. Ein unwillkührlicher Schauder durchzuckte ihn bei dem Gedanken, daß sie, seine erste Liebe, ihm bald für immer verloren sein würde. Er war nahe daran, sein grausames Schicksal zu verwünschen, welches sie ihm erst dann in den Weg geführt hatte, als sie nicht mehr zu retten war, als sie nicht mehr die seinige werden konnte. Aber er konnte dennoch nicht umhin, dasselbe Schicksal zu preisen, das ihm gestattete, das Wohl seiner ganzen Zukunft für sie zu wagen.

In diese Gedanken vertieft stand er noch auf seinem Platz in der Kirche, als die Feierlichkeit vorüber war und das Volk sich allmählig entfernt hatte. Der König hatte sich in Bernhards Begleitung entfernt, ohne von Sten bemerkt zu werden, obgleich beide dicht an ihm vorüber gingen und Bernhard noch obendrein im Vorbeigehen den König laut anredete und ihm den dastehenden Sten zeigte.

Da trat Magnus zu ihm und sagte lächelnd: — „Nun, edler Ritter, noch ist der Raub nicht ausgeführt! Fangt Ihr nun an zu glauben, daß

die fremden Ritter jeden Gedanken an eine solche Freventhat aufgegeben haben?" —

— „Wo ist Elisif? — Sprecht! — Wo ist Elisif?" — fragte Sten und ergriff mit Heftigkeit die Hand des Mönches.

— „Was fehlt Euch denn, Ritter? — Ihr seid bleich und verwirrt; ich erkenne Euch kaum wieder." —

— „Antworte mir, Mönch, wo ist Elisif?" —

— „Der Himmel sei uns gnädig! Seid Ihr nicht selbst bei ihrer Einkleidung gegenwärtig gewesen und habt sie als Nonne ins Kloster gehen sehen? — Und dennoch fragt Ihr, wo sie ist?" —

— „Sie ist verloren! Es ist vorbei!" — rief Sten mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und schlug sich verzweifelnd vor die Stirn.

— „Verloren! Heilige Mutter Gottes! Was meint Ihr? — Im Kloster, wo sie sich jetzt befindet, kann ihr keine Gewalt nahe kommen; und überall im Garten, wie außerhalb der Klostermauern habe ich zuverlässige Wächter ausgestellt, deren Aufmerksamkeit die Räuber nicht entgehen würden." —

— „Sie ist verloren!“ — wiederholte Sten für sich selbst.

Obgleich er diese Worte ganz leise sprach, drangen sie doch zu den scharfen Ohren des Mönchs und flößten diesem neue Besorgnisse ein. — „Er hat den Verstand verloren“ — sprach er halblaut. — „Gott sei seiner armen Seele gnädig!“ —

Sten fing unterdessen an seine Stellung zu begreifen und sah sich in der Kirche nach Bernhard um.

— „Kommt!“ — sprach er dann zu Magnus — „Bernhard ist nicht mehr hier. So lange ich ihn nicht vor Augen habe, ist Elisif nicht sicher, und wenn sie sich auch in den geheimsten Zellen des Klosters verbärge.“ —

Er nahm den Mönch beim Arm, schleppte ihn fast mit Gewalt aus der Kirche und verschwand bald mit ihm in den dunkeln Gängen des Klosters.

* * *

Capitel XI.

Der Klosterraub.

Mehrere Stunden lang war nun Alles still im Kloster. Die Nonnen nahmen nach gewohnter Weise in dem gemeinschaftlichen Speisezimmer ihr Mittagessen ein und begaben sich hernach in ihre Zellen, um eine kurze Zeit ihren Andachtsübungen und frommen Betrachtungen zu widmen. Die Mönche waren in dem ihnen angewiesenen Theil der Klostergebäude mit denselben Verrichtungen beschäftigt. Sten wanderte mit den von Magnus ausgestellten Wächtern überall umher, aufmerksam

auf die geringste Bewegung. Aber die beiden Fremdlinge, die man so sorgfältig bewachte, hielten sich still in ihrem Gemach, das sie verschlossen hatten, um einige Stunden ungestört zu sein.

In der Dämmerung des Nachmittags wurde leise eine verborgne Thür in der Mauer der Klosterkirche geöffnet. Zwei Personen traten durch dieselbe in die Kirche, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen und genau untersucht hatten, ob irgend Jemand in der Kirche war.

— „Hier sind wir endlich, gnädiger Herr!“ — sagte eine dieser Personen, welche Ritter Bernhard war.

— „Es war hohe Zeit, daß wir aus der dumpfigen Luft im Gange kamen“ — erwiederte Albrecht. — „Ich war mehr als einmal dem Ersticken nahe. Sieh Dich jedoch um, bevor wir aus unserm Versteck heraus kriechen. Es könnten Leute in der Kirche sein; und entdeckt man uns hier, so ist unser ganzer Plan vereitelt.“

— „Wir sind ganz allein, und wenn wir den Worten des Mönches trauen können, so brauchen wir nicht zu fürchten, daß uns Jemand hier stört, denn nach den Ordensregeln soll es streng verboten sein, nach der Einkleidungsfeierlichkeit die Kirche zu betreten. Die einzige Person, die hereinkommen kann, ist gerade Diejenige, welche wir suchen.“ —

— „Ich zweifle nicht an der Wahrheit dessen, was uns der Mönch Olaus gesagt hat. Er ist zu furchtsam, um zu lügen, und hat zu viel Ehrfurcht vor der Majestät, um eine Täuschung gegen uns zu wagen. Nie habe ich noch einen Menschen so bestürzt und verblüfft gesehen, wie er war, als ich ihm sagte, daß er vor Schwedens König stünde. Ich glaubte, der Kerl würde zur Erde niederfallen und die Stelle küssen, die meine Füße berührt hatten. Sein Gesicht drückte so deutlich seinen inneren Kampf zwischen der Ehrfurcht vor der Majestät, die ihm Schweigen gebot, und zwischen seiner Neigung zum Schwatzen aus, die fast übermächtig für ihn wurde. Hätte ich nicht Deiner Sache zu

schaden geglaubt, lieber Bernhard, so hätte ich ihm gerade ins Gesicht gelacht; so lächerlich kamen mir alle seine Gebehrden vor. Hahaha! — — Er war wahrhaftig nahe daran, an dem Strom von Worten zu ersticken, den er nicht herauszulassen wagte! — Manchmal ist es wirklich ergötzlich, König zu sein, wenn man solche Narren, wie diesen Mönch trifft!“ —

— „Euer Entschluß, gnädiger Herr, den Bedenklichkeiten des Mönchs dadurch ein Ende zu machen, daß Ihr Euern Namen nanntet, hat der Sache den Ausschlag gegeben und uns zu dem Ziel geführt, das wir sonst nicht erreicht hätten.“ —

— „Auch ich glaube, daß uns dieser Entschluß dahin geführt hat, wo wir jetzt sind, obgleich es mir unangenehm war, das Inkognito zu brechen, das ich mir auferlegt hatte und bis zu unserer Rückkehr nach Stockholm beibehalten wollte. Aber hier war nichts anderes zu thun, wenn das Spiel nicht verloren gehen sollte. So geht es dem, der Alles aufs Spiel setzen will. Man ist zu weit

gegangen, um sich zurückzuziehen; und um Leben, Ehre und Vermögen zu retten, bleibt kein anderes Mittel übrig, als daß der König sich einem Mönch entdecken und diesem befehlen muß, die Regeln seines Klosters zu brechen. Du mußt mir zugeben, daß Du mindestens gedankenlos gehandelt hast, als Du mich und Dich in ein Verhältniß verwickeltest, das nicht anders als abentheuerlich für uns beide werden konnte." —

Bernhard wurde blaß vor Verdruß über diese Vorwürfe und bereitete sich vor, mit soviel Kälte als möglich darauf zu antworten; aber Albrecht kam ihm zuvor und sprach: — „Ich weiß, was Du mir sagen willst. Es war mein eigner Fehler, daß ich auf den übermüthigen Vorschlag einging, Dich auf dieser Reise zu begleiten. Ich weiß auch daß Vorwürfe unserm Unternehmen nichts nützen. Darum kein Wort mehr darüber! Laß uns jetzt unsere Lage ernstlich überlegen; wir wollen sehen, was nun zu thun ist. Wo verließest Du den Mönch? — Können wir uns auf sein Stillschweigen verlassen?" —

— „So bald wir ihn vermocht hatten, dem Befehl seines Königs zu gehorchen und uns den Schlüssel zu dem unterirdischen Gang zu geben, der das Kloster und die Kirche mit den Ruinen von Waldemarshaus verbindet, dachte ich auch daran, die Person des Mönchs in Sicherheit zu bringen, damit er uns nicht durch seine unerträgliche Schwatzhaftigkeit verräth. Das einfachste Mittel dazu war, ihn einzuschließen. Und das habe ich gethan. Ich habe ihn in unser eignes Zimmer eingeschlossen, wo er sehr gut damit beschäftigt ist, das Geld zu zählen, das ihm Eure Freigebigkeit gegeben hat, gnädiger Herr!“ —

— „Es ist aber zu befürchten, daß er die Thür öffnet und den draußen stehenden Wächtern zeigt, daß die beiden Vögel, welche sie bewachen sollen, aus dem Käfig geflohen sind.“ —

— „Das kann er nicht, denn ich habe das Zimmer verschlossen, und hier ist der Schlüssel.“ —

— „Aber wenn er Unrath merkt und die Wächter anruft“ — — —

— „Das wagt er nicht aus Furcht vor dem König, der in seinen Augen ein auf die Erde herabgestiegner Gott ist. Und warum sollte er ahnen, daß wir etwas Anderes, als die bloße Befriedigung unserer Neugierde wollen? — Er ist zu dumm, um die Wahrheit dessen zu bezweifeln, was wir ihm gesagt haben. Ich getraue mir sogar zu behaupten, daß, wenn er wirklich Verdacht gegen unser Vorhaben gehegt hätte, er seine Hülfe nie dazu hergeliehen haben würde; denn seine Frömmigkeit ist im Kloster allgemein anerkannt.“ —

— „Es wird aber nicht angenehm in diesem unterirdischen Gang sein“ — wandte Albrecht nach einem Schweigen von mehreren Minuten ein. — „Er ist eng, niedrig und dunkel, und die schwere ungesunde Luft macht den Aufenthalt darin unerträglich.“ —

— „Mit Hülfe einer Fackel will ich mich nach der deutlichen Anweisung, die uns der Mönch in seiner Unschuld gegeben hat, ohne Schwierigkeit bis in die Ruinen finden. In dieser Be-

ziehung befürchte ich keine Schwierigkeit, wenn wir nur erst die Nonne in unserer Gewalt haben." —

— „Sind denn die Pferde in Bereitschaft?" —

— „Bei den Ruinen der alten Königsburg stehen sie gesattelt und bereit." —

— „Nun wohl! Wenn es so ist, so wollen wir den Ausgang mit Geduld erwarten!" — sprach Albrecht, indem er sich auf einen Betschemel setzte, der zufällig in seiner Nähe stand.

Bernhard blieb dicht bei ihm stehen.

— „Wessen ist das Monument mit den vielen Ringen?" — fragte Albrecht, indem er auf den steinernen Fußboden vor sich blickte.

Bernhard beugte sich nieder, um die in den Stein eingegrabene Inschrift, die sich in dem herrschenden Zwielicht nicht leicht entziffern ließ, leichter zu lesen. Nachdem er die Ringe gezählt und gefunden hatte, daß es vierzehn an der Zahl wa=

ren, antwortete er mit finsterm Blick: — „Hier liegt der einzige Mann begraben, der in ganz Schweden die Kraft und den Muth hatte, sich Euch zu widersetzen, gnädiger Herr!" —

— „Dann muß es Bo Jonsson Grip sein der hier ruht" — erwiederte Albrecht. — „Ein mächtigerer Schwede hat hier zu Lande nicht existirt. Gebe Gott, daß Seinesgleichen nie wieder aufstehen!" —

— „Dieser Mann hat Euch viel Böses gethan, mein Herr und König; und mich und manchen andern guten Deutschen hat es sehr bekümmert, daß er straflos so agiren konnte, wie er gethan hat. Wenn einer von uns Ausländern ein Unrecht rächen und sein Schwert einem feindseligen Beleidiger in die Brust hätte stoßen wollen, was würde da für ein Geschrei über Mord und Gewalt erhoben worden sein! Aber kein Ausländer hat noch einen solchen Gewaltstreich begangen, wie Bo Jonsson Grip, als er seinen Vetter, den Reichsrath Carl Nilsson Färla, bis an die Stufen des Hochaltars in der Kirche des Grauenmönchklosters zu Stock-

holm verfolgte und ihn im Heiligthum selbst ermordete. Gleichwohl ging ihm dieses Verbrechen ungestraft aus; und dieß war noch nicht einmal genug, er wurde von da an mit jedem Tage mächtiger und dem König, wie dem Volk gefährlicher, so daß er am Ende Regent von Schweden war, während Ihr, gnädiger Herr, blos den Namen des Königs führtet!" —

— „So lange dieser Mann lebte, hatte ich keine Ruhe hier in Schweden" — erwiederte Albrecht — „Er war mir zu mächtig, ich bekenne es. Sein fast unglaublicher Reichthum brachte fast das ganze Land in eine von ihm abhängige Stellung, und es gab beinahe keine Provinz des Reiches, die ihm nicht zinspflichtig war und die man ihm nicht für Vorschüsse, die er der Krone geleistet, zum Unterpfand gegeben hatte. Durch diese Macht in einem Grad übermüthig geworden, wie ihn die Geschichte früherer Zeit nicht kennt, trotzte er sogar der Macht des Königs und gab seinen Landsleuten ein Beispiel der Gesetzlosigkeit und Eigenmacht, das die erste Veranlassung zu dem gegenseitigen Kampf

ist, der jetzt im Lande ras't. Er war unverschämt genug, Herrentage ohne mein Wissen und Wollen zu halten; er erbaute Burgen und befestigte sie, wie das am Ufer des Mälarsee's gelegne und nach ihm genannte Gripsholm beweis't, blos um mir zu trotzen und nach seiner eignen Willkühr zu leben. Daß die übrigen hohen Herren seinem Beispiel folgen mußten, so viel in ihren Kräften stand, war natürlich. Auch herrschte im Lande eine Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse; die ich zu ändern nicht im Stande war. Da, in dieser schrecklichen Lage, kam mir der allmächtige Gott zur Hülfe: — Bo Jonsson erkrankte und starb. Mit ihm fiel der schwedische Uebermuth. Die hohen Herren haben jetzt keinen schwedischen Mann mehr, den sie dem Volk als Thronprätendent zeigen können; sie haben sich an Dänemarks Königin wenden müssen, um bei ihr Hülfe gegen ihren rechtmäßigen König zu suchen. Allein ich fürchte diese Hülfe nicht, denn sie kommt von außen her; und fremder Beistand gefällt dem Schweden nicht, wenn er gegen Den kämpfen soll, den er einmal zu seinem König gewählt hat." —

— „Verlaßt Euch ganz besonders auf die Arme Eurer treuen Deutschen" — setzte Bernhard ernst hinzu.

— „Das habe ich gethan und werde es auch künftig thun" — erwiederte Albrecht — „aber das hält mich nicht ab, so viele Schwerter der schwedischen Herren für mich zu gewinnen zu suchen, als ich kann." —

— „Es wird bald nicht mehr in Eurer Macht stehen, gnädiger Herr, noch mehrere von diesen schwedischen Herren für Euch zu gewinnen. Die Flamme des Aufruhrs verbreitet sich in den südlichen Provinzen immer weiter und" — — —

— „Ich weiß es" — unterbrach ihn Albrecht hastig — „und wenn ich diesen Bo Jonsson jemals um seinen Reichthum beneidet habe, so war es, bei Gott! nur, um ihn zur Unterdrückung dieses Aufruhrs zu benutzen. Um wie viel mehr hätte er sich nicht um sein Vaterland verdient gemacht, wenn er die vierzehn Meierhöfe und die silbernen Geräthschaften, die er dem Kloster Wadstein ver-

macht hat, damit seine Gebeine daselbst eine Ruhestätte finden und seine Seele um so eher von den Qualen des Fegefeuers erlös't wird, zum Besten des Reichs mir hinterlassen hätte!" —

Bernhard betrachtete den Grabstein, in welchen drei Schilder eingehauen waren; zwei derselben enthielten den Greifenkopf,*) in dem dritten zeigten sich vierzehn Ringe, die aller Wahrscheinlichkeit nach die vierzehn Meierhöfe bezeichnen sollten, welche der Verstorbene dem Kloster vermacht hatte. Mit lauter Stimme las er dann die Inschrift auf dem Stein, die folgendermaßen lautete:

„Hic Succiae tutus Dapifer jacet incineratus,
Boo Jonsson, et natus ejus milesque Canutus,
Armigendis te sequitur lua nupte Canute!" —

Albrecht wiederholte diese Inschrift halblaut für sich und sagte dann mit sichtbarer Bewegung: — „Dieß ist also Alles, was von dem mächtigen Bo Jonsson übrig ist; das Einzige, was jetzt noch an ihn erinnert." —

---

*) Greif im Schwedischen Grip.

Nach dieser Bemerkung blieb der König lange stumm. Bernhard hütete sich wohl, ihn in seinen Betrachtungen zu stören, und entfernte sich so geräuschlos als möglich von ihm, um die Zeit zu einem Gang durch die Kirche zu benutzen.

Der erste Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der Hochaltar auf der westlichen Seite der Kirche. Außer diesem Altar waren noch sechzehn andere überall in der Kirche vertheilt, aber keiner derselben war mit soviel Pracht und Geschmack verziert, wie der Hochaltar. Alles was die Maler- und Bildhauerkunst in jenem Zeitalter zu leisten vermochte, war an demselben vereinigt. Die Vorderseite des Altars glänzte von reicher Vergoldung mit dem Namen Jehova's in der Mitte; auf der oberen Fläche lag ein kostbares Tuch, das Birgitta in Rom geschenkt erhalten und ihre Tochter Katharina später dem Kloster verehrt hatte. Das Altargemälde sollte — wie man behauptete — in Venedig gemalt sein und zeichnete sich zugleich durch herrliche Bildschnitzereien aus. Es stellte das Fegefeuer mit dem geöffneten Ab-

grund der Hölle und hoch oben darüber das Himmelsgewölbe vor, um die Versöhnung nach überstandener Reinigung im Fegefeuer anzudeuten. Nach der Heiligsprechung Birgitta's wurden noch mehrere Bildhauerarbeiten an dem Gemälde angebracht, ebenfalls in Venedig verfertigt und Birgitta als Schutzheilige der Kirche zwischen zwei Kardinälen vorstellend. An beiden Seiten des Altars befanden sich große gothische Fenster, deren herrliche gewölbte Bogen sich majestätisch bis an die Decke erhoben und ein Netz der geschmackvollsten künstlichsten Zierrathen bildeten. Der Altar selbst war mit Leuchtern, Vasen und andere Kleinodieen von Gold und Silber bedeckt — lauter Geschenke an das schon damals weit und breit berühmte Kloster.

Einige Schritte davon befand sich eine Kapelle, die durch ein Gitter von der Kirche selbst getrennt war. Sie erhielt ihr Licht durch sechs große Fenster und war mit mehreren Bänken versehen, weil sie als besonderes Betgemach für die Mönche benutzt wurde. In dieser Kapelle, sowie vor dem Hochaltar brannten fortwährend, bei Tag

und bei Nacht, von der Decke herabhängende Lampen.

Die übrigen Altäre hatten nichts Ausgezeichnetes, allein sie waren mit den Gaben frommer Christen geschmückt, welche dadurch die Seligkeit zu gewinnen geglaubt hatten. Ein oder das andere Madonnenbild, reich geschmückt mit glänzenden und kostbaren Zeuchen, war hier und da aufgestellt, und auf einem Altar zeigte sich ein Wachsbild des Christuskindes in Lebensgröße.

Die Wände von Sandstein, die in späteren Zeiten aus mißverstandnem Eifer weiß übertüncht worden sind, hatten damals ihre graue Farbe noch und waren noch nicht mit der Menge von Gemälden, Basreliefs und Monumenten bedeckt, die später daran gekommen sind. Nur an einer einzigen Stelle an der östlichen Seite der Kirche war die Mauer nicht so kahl, sondern trug folgende Steinschrift:

„**Filius dei loquitur: Ego dictavi regulam et dotavi indulgentias, quae sunt in**

Ecclesia Sancti Petri ad vincula in Roma. Tu autem, sponsa mea, si non poteris habere licentias et gratiam Papae super dictis indulgentiis, sufficit tibi benedictio mea. Ego enim approbabo et confirmabo verbum meum, et omnes Sancti mihi erunt testes. Mater mea sit tibi sigillum, Pater meus confirmator et spiritus Sanctus advenientium ad Monasterium tuum consolator.“ —

Nur wenige Personen waren bisher in diesem Gotteshaus begraben worden; auch fanden sich keine weiteren Monumente darin, als die Steine auf Bo Jonsson Grip's Grabe und über dem des Ritters Svantepolk Kuntsson, der bereits im Jahre 1310 gestorben, dessen Sarg aber später, bald nach Vollendung der Kirche, hierher gebracht worden war.

Bernhard hatte unterdessen seine Wanderung vollendet und war zu Albrecht zurückgekehrt, um an dessen Seite Elisifs Ankunft zu erwarten. Es war jetzt so dunkel in der Kirche, daß man sich nur mit Mühe darin zurecht finden konnte, und

die am Hochaltar brennende Lampe warf einen bleichen Schimmer um sich, der nicht wenig dazu beitrug, den übrigen Theil der Kirche düster und dunkel zu machen.

— „Still! Hörst Du?“ — rief plötzlich Albrecht, einem Geräusch lauschend, das noch nicht zu den Ohren seines Begleiters gedrungen zu sein schien.

— „Ja, in Wahrheit, es kommt Jemand!“ — erwiederte Bernhard, nachdem er einen Augenblick mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte. — „Man steckt einen Schlüssel in das Schloß der Kirchthür! Wenn sie es wäre“ — — —

— „Wir wollen auf die Seite gehen, damit wir im Nothfall dem geheimen Gang näher sind“ — sagte Albrecht.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Verbindungsthür zwischen dem Kloster und der Kirche geöffnet wurde.

— „Das ist sie!“ — rief Bernhard außer sich vor Freude.

Albrecht, der ruhiger war, riß ihn zurück und verbarg sich mit ihm hinter einer Säule.

Elisif trat in die Kirche.

Sie trug eine Lampe in der Hand und wandte sich nach der Thür gegen die Aebtissin zurück, die ihr nebst einigen andern Nonnen bis dahin gefolgt war. — „Die heilige Jungfrau und alle Heiligen mögen Dein Vorhaben segnen!“ — sprach Ingegerd, indem sie sich entfernte und die Kirchenthür hinter sich verschloß.

Diese Worte entgingen Albrecht nicht. Er blickte seinen Begleiter mit einiger Verlegenheit an. Aber dieser antwortete flüsternd und mit dem Ausdruck der Freude: — „Um so besser! Die Kirche selbst giebt zu unserm Vorhaben ihren Segen!“ —

Mit langsamen Schritten ging Elisif vorwärts, ohne ihren zur Erde gesenkten Blick zu erheben oder auf irgend einen Gegenstand in ihrer Umgebung zu richten. Sie war in ihr neues Nonnengewand gekleidet und hatte außer ihrem ge=

wöhnlichem Kopfputz noch einen dicken schwarzen Schleier übergeworfen, der jedoch das Gesicht freiließ. Dieses sonst so blühende Gesicht war jetzt so blaß, daß es an die Todtenfarbe erinnerte, und die purpurrothen Lippen sahen fast blau. Es lag ein düsterer Ausdruck in ihren thränengefüllten Augen und man fühlte sich fast versucht zu glauben, daß sie ihr Klostergelübde bereue. Allein solche Gedanken waren in dieser Stunde fern von ihr. Sie hatte das Ziel ihres Strebens erreicht, nachdem ihre Kindheit mit ihren Spielen und Freuden vorüber war: — sie war nun eine Braut Christi. Dieser Gedanke war erschütternd genug, um ihr die Farbe von den Wangen zu vertreiben und sie für den Augenblick gegen Alles, außer dem Kreuz des Erlösers, gleichgültig zu machen. Sie fühlte sich so glücklich, und doch zugleich so unwürdig, Seine Braut, die Braut dessen zu sein, der die ganze Menschheit erlöst hatte. Mit demüthigem Herzen näherte sie sich nun ihrem Herrn in Seinem Tempel, um vor Ihm ihre beklemmte Brust zu erleichtern und Ihm für die große herrliche, unermeßliche Gnade zu danken, die ihr da=

durch erwiesen worden war, daß sie für die Zukunft ihr Leben ausschließlich dem Herrn widmen durfte.

Als sie den Hochaltar erreichte, löschte sie die Lampe aus, welche sie trug, und setzte sie neben sich auf den Fußboden. In knieender Stellung begann sie nun halblaut Gebete zu sprechen, die für Niemand, als für Gott bestimmt waren, denen aber Albrecht und Bernhard unter tiefem Stillschweigen eine Weile zuhörten, bis sie glaubten, die Zeit sei gekommen, ans Werk zu gehen.

Elisif bemerkte Bernhards Anwesenheit erst, als dieser nur noch einige Schritte weit von ihr entfernt war. Verwundert über diesen unerwarteten Anblick erhob sie sich von den Knieen, um eine Erklärung darüber zu verlangen, die hier allerdings nöthig war; allein Bernhard ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern nahm sogleich selbst das Wort und sprach: — „Erschrecket nicht, edle Jungfrau! Die Ritter, welche vor Euch stehen, schätzen sich glücklich, zu Euern wahren Freunden zu gehören.“ —

— „Wenn sie das wirklich sind, warum stören sie meine Andacht in dieser heiligen Stunde?“ — wandte Elisif ein.

— „Ihre Absicht ist gut. Hört mich an und urtheilt selbst!“ — fuhr Bernhard fort.

— „Ich tadle Deine Absicht nicht, Fremdling“ — versetzte Elisif mit Sanftmuth. — „Aber die Art und Weise, mich daran Theil nehmen zu lassen, ist verbrecherisch. Weißt Du denn nicht, daß in den wenigen Stunden, die bis zum Ave Maria noch übrig sind, Niemand außer mir die Klosterkirche betreten darf?“ —

— „Diese Bestimmung in den Klosterregeln ist mir nicht unbekannt.“ —

— „Nun! Und demungeachtet kommst Du hierher?“ —

— „Demungeachtet!“ —

Diese Antwort gab Bernhard in einem so bestimmten Ton, daß Elisif einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte. —

— „Es giebt eine Kraft, welche die Regeln des Klosters und den stärksten Willen des Mannes bricht" — fuhr Ersterer nach einem Schweigen von einigen Augenblicken fort — „eine Kraft, die kein menschliches Wesen zu unterdrücken vermag und welche die Welt beherrscht seit der Zeit unserer ersten Vorfahren. Sie liegt in der Liebe!" —

— „Du meinst in der Liebe zu Gott, Fremdling?" — fragte Elisif.

— „Ich meine die Liebe zu den Menschen, die Liebe des Mannes zu dem Weib, diese mächtigste aller Leidenschaften in der Männerbrust." —

— „Verkleinere Dein eignes Geschlecht nicht so vor dem Herrn, den Du über alle Dinge hier auf Erden lieben sollst." —

— „Du verstehst mich nicht, junges Mädchen, oder vielmehr Du willst mich nicht verstehen. Kann es wohl möglich sein, daß Du, so jung und so schön, Deine Tage verlebt hast, ohne die Macht

der Liebe kennen zu lernen, die ich meine? — Nein! — Erröthe nicht über Gefühle, die uns angeboren sind und eben deshalb von den höheren Mächten nicht verworfen werden können." —

— „Mißdeute mein Erröthen nicht, Fremdling. Es war nur ein Ausdruck der Verwunderung über eine Sprache, auf welche eine Nonne nicht hören darf." —

Bernhard stellte sich, als ob er diese Antwort nicht hörte, und fuhr fort:

— „Ich bin, was Du mich nennst: — ein Fremdling in diesem Land. Aber durch die große Gnade meines Königs aus dem schönen Deutschland hierher gerufen, habe ich mich allmälig daran gewöhnt, Schweden als mein zweites Vaterland anzusehen, und beabsichtige meinen Wohnsitz für meine ganze Lebenszeit hier zu nehmen. Begünstigt durch Alles, was das Leben darbieten kann, fehlt mir nur eine Gattin, die mir das Haus angenehm macht. Lange schon hat der Ruf Deiner Schönheit, Elisif, meine Seele mit Sehnsucht er-

füllt, die Reize zu schauen, die der allgemeine Ruf als unvergleichlich im Norden schildert. Das Du den Schleier nehmen könntest, hielt ich für eine Unmöglichkeit, auch nachdem man mir mit Bestimmtheit versichert hatte, daß der Tag zu Deiner Einkleidung schon festgesetzt sei. Es ist nicht denkbar — sagte ich zu mir selbst — daß ein Wesen, wie sie, so schön, so jung, so reich, mit den ersten Geschlechtern des Landes verwandt, sich in ein Kloster begraben will. Ich eilte deshalb hierher, um mit eignen Augen zu sehen, was ich so innig wünschte: — daß Elisif Wase anstatt ins Kloster zu gehen, im Reiz ihrer Jugend bereit sei, ihre Hand einem würdigen Gatten zu geben. Entsetzlich war die Nachricht, die mir hier begegnete — das Gerücht hatte mir nur die Wahrheit verkündet. Vor dem Altar sah ich Dich zum ersten Mal. Du standest da, noch in alle weltliche Pracht gekleidet, die Deiner Stellung in der Gesellschaft zukommt. Nie sind meine Augen jemals von einem irdischen Gegenstand so entzückt worden, wie von Dir in dieser Stunde. Ich war nicht mehr derselbe Mann, wie früher; ich vergaß Alles, um

Seligkeit aus Deinem himmlischen Blick zu saugen. Alles, was der Ru von Deiner Schönheit sagt, ist blos ein matter Wiederschein des Lichtes, das Du um Dich verbreitest. Du wurdest meine Seele, mein Leben, mein Alles! Ich sah nun ein, daß es ohne Dich kein Glück mehr für mich auf Erden giebt. Elisif, stoße das Herz nicht von Dir, daß nur für Dich glüht! Ich liebe Dich, wie noch nie vorher ein Mann ein Weib geliebt hat.“ —

Das Staunen, welches sich der jungen Nonne anfangs bemächtigt hatte, verwandelte sich nun in Verdruß über die Reden, welche sie anhören mußte.

— „Wer bist Du, daß Du so mit mir zu sprechen wagst“ — fragte sie ihn mit einer Heftigkeit, die hinreichend zu erkennen gab, welche Ansicht sie von dem Sprecher hegte.

— „Ritter Bernhard ist der Name, unter dem ich hier zu Lande bekannt bin. Durch die Gnade meines Königs und meine eignen Verdienste

ist dieser Name angesehen und geehrt worden. Du findest Niemand in Schweden, der sich an kühnen Thaten und ritterlichen Tugenden mit mir messen kann.“ —

— „Dann befleckt diesen edeln Namen nicht durch Worte, Ritter, die Euerm Ruf nothwendig schaden müssen. Ihr sagt, daß Ihr Zeuge meiner Einweihung gewesen wäret, und dennoch sprecht Ihr von Eurer Liebe zu mir!“ —

— „Was kümmert mich diese leere Ceremonie, die nur bestimmt ist, auf die große Menge zu wirken? — Dich bindet kein Band, das sich nicht leicht durch Menschenhand lösen ließe. Werde mein, und bei Allem, was Dir heilig ist, schwöre ich“ — — —

— „Hier ist mein Platz, von hier weiche ich nicht!“ — unterbrach ihn Elisif hastig, indem sie knieend den Altar mit beiden Händen umfaßte.

Albrecht, der sich bisher in einiger Entfernung gehalten hatte, trat nun näher. Er betrach-

tete sie mit Bewunderung und konnte sich selbst nicht verhehlen, daß Bernhards Rede eben so gottlos war, wie der Zweck selbst, den er damit erreichen wollte. Allein dieses bessere Gefühl herrschte nicht lange in seiner Brust. Mit einer Stimme, die von keinem Mitleid zeugte, ermahnte er sie, Muth zu fassen, aufzustehen und das Glück nicht zurückzustoßen, das ihr dargeboten würde.

Elisif schien jetzt erst seine Gegenwart zu bemerken. Einige Augenblicke suchte sie in seinen Blicken zu lesen, ob sie auf Schutz von ihm rechnen könne. Der Kampf, der so eben in Albrechts Innern vorgegangen war, mußte in der That den Ausdruck seines Gesichts gemildert haben, denn sie wagte zu hoffen, in ihm einen Beschützer gefunden zu haben. — „Wer Du auch sein magst“ — sprach sie endlich zum König — „befreie mich von diesem Mann, der die Kirche durch gottlose Reden entweiht!“ —

— „Beuge Dich in den Staub vor Deinem König, junges Weib“ — rief Bernhard — „und gehorche dem, was er befiehlt!“ —

— „Der König!" — rief Elisif bestürzt.

— „Ja, Schwedens König, Albrecht von Meklenburg!" — erwiederte Bernhard, seine Worte stark betonend.

— „Unmöglich!" —

— „Unmöglich?" — riefen Albrecht und Bernhard zugleich.

— „Schwedens König kann nichts Anderes, als das Rechte wollen!" —

Albrecht biß sich in die Lippen und schwieg.

— „Wenn Du Schwedens König bist" — fuhr Elisif fort — „so mußt Du das Kloster und dessen Dienerinnen schützen. Das haben unsere Regenten vor Dir gethan, das werden auch die thun, die nach Dir kommen." —

— „Die Klöster haben unter meinem Scepter kräftigen Schutz genossen" — erwiederte Albrecht — „und dieses Kloster vor allen andern kann die Wahrheit dieser Behauptung bezeugen. Es ist auch keineswegs meine Absicht, dem Kloster den Schutz zu entziehen, den es in unsern unruhigen Zeiten vom Thron aus bedarf. Allein was Dich betrifft, Elisif Wase, so glaube ich, daß ich Dir

keine größere Gunst erweisen kann, als wenn ich ein Unternehmen unterstütze, das Dich der Welt und Deinen Freunden zurückgiebt. Wenn ich mich jetzt verbindlich mache, meinen ganzen Einfluß bei dem heiligen Vater aufzubieten, um Deine Dispensation vom Klostergelübde zu erhalten, und wenn ich Dich außerdem bei meinem Königlichen Wort versichere, daß innerhalb der Grenzen dieses Landes außer mir selbst kein mächtigerer Mann ist, kein Mann, den ich höher schätze, als der Ritter Bernhard, so muß es Dir eine angenehme Pflicht sein, dem Wunsch Deines Königs zu begegnen und dem Ritter Deine Hand zu reichen.“ —

Elisif hörte diese Antwort mit zunehmender Unruhe an. Als der König geendigt hatte, verbarg sie das Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich. Sie hatte sich also auch in Albrecht getäuscht und erkannte nun mit Entsetzen ihre ganze verzweifelte Stellung. Ganz allein in der einsamen Kirche, weit entfernt von den übrigen Bewohnern des Klosters, wußte sie, daß ihr keine andere Hülfe zu Gebote stand, als die sie sich selbst durch ein be-

stimmtes Benehmen und durch Festigkeit in ihren Entschlüssen verschaffen konnte.

— „Ich frage Dich nochmals, Elisif Wase, willst Du gutwillig meine Gattin werden?“ — fragte Bernhard, durch ihren Widerstand gereizt.

— „Ich bin Christi Braut und kann Niemand angehören, als Ihm, dem Göttlichen im Himmel“ — versetzte Elisif mit Würde. Und ihre Augen und ihre Stimme zeigten in diesem Augenblick so viel Begeisterung, daß das Blut in Albrechts Adern erstarrte. Allein auf Bernhard machte dieß keinen Eindruck; er redete sie mit Kälte und Frechheit weiter an: — „Bedenke Dir wohl die Folgen einer abschläglichen Antwort! Sprich, willst Du gutwillig meine Gattin werden?“ —

— „Niemals!“ — antwortete Elisif laut.

Bernhards Augen blitzten vor Verdruß über diese Antwort.

Mit einer Schnelligkeit, die jeden Widerstand unmöglich gemacht haben würde, warf er der Nonne den schwarzen Schleier über das Gesicht, der von ihrem Haupt über ihre Schultern herabhing, und hüllte sie mit dem Ausruf: — „Nun schreibe Dir

selbst zu, was kommen wird, Unbesonnene!" — dermaßen in den Schleier, daß der Schrei, den sie ausstieß, nicht weit gehört werden konnte. Vergebens suchte die Unglückliche sich von dem dicken Schleier frei zu machen, der sie umhüllte; Bernhards kräftige Arme hinderten dieß ohne alle Schwierigkeit.

— „Jetzt oder nie!" — rief Bernhard, indem er sie in seine Arme nahm und nach dem unterirdischen Gang hin trug, dessen Thür von Albrecht bereits geöffnet worden war. Bernhard eilte mit seiner Last in den Gang; die schwere Eisenthür wurde sorgfältig hinter ihm verschlossen.

Mit einer Hand die an der Mauer befestigte brennende Fackel ergreifend, mit der andern die ohnmächtig gewordene Nonne tragend, ging Bernhard mit schnellen Schritten vorwärts. Albrecht folgte ihm dicht auf dem Fuße. Beide beobachteten lange ein tiefes Stillschweigen.

So gelangten sie endlich an eine Stelle, wo sich der Gang in zwei Arme theilte, von denen der zur Rechten aufwärts, der zur Linken dagegen abwärts zu führen schien. Bernhard wählte nach

der Anweisung, die er von Olaus erhalten hatte, den ersteren. Als sie aber in demselben ein nicht bedeutendes Stück vorwärts gegangen waren, wurde die Luft so unerträglich drückend, daß sogar der starke Bernhard dadurch angegriffen wurde und zu ersticken glaubte. Er ging darum langsamer und erreichte endlich eine Art von Thür, aus einem einzigen Stein bestehend, der lose über der Oeffnung lag und von Bernhard nicht ohne Schwierigkeit auf die Seite geschoben wurde. Ein erfrischender Luftzug drang ihnen entgegen, sobald die Oeffnung frei wurde, und wenige Minuten darnach befanden sie sich glücklich in den Ruinen von Waldemarshaus.

Dieses Schloß, das zu seiner Zeit durch alle mögliche Pracht ausgezeichnet gewesen war, lag jetzt als Ruine da, ein Erinnerungszeichen an die unruhige Zeitperiode unter König Albrecht. Die Zeit hatte damals diese Steinmassen noch nicht mit Moos und Buschwerk bekleidet; Alles sah so öde und wüst, wie wenn die Verwüstung erst ganz kürzlich durch die Gegend gezogen wäre.

Unter diesem Haufen von Mauerwerk und Schutt legte Bernhard seine Bürde nieder und ging, um die Pferde zu suchen, die an einer bestimmten Stelle zu finden waren. Bald saßen die beiden Reiter zu Pferde, Bernhard mit Elisif vor sich im Sattel. Sie nahmen ihren Weg gegen Norden und setzten ihre Reise ungeachtet der strengen Kälte ununterbrochen früh und spät fort, so daß sie nach wenigen Tagen schon die Thürme Stockholms vor sich erblickten.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. H. Voigt in Rochlitz.

In gleichem Verlage ist erschienen:

Eine deutsche Familie,

oder

Wettkämpfe im Stillleben.

von

Dr. H. Klencke.

1 Bd. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gesammelte Novellen

von

Dr. H. Klencke.

1 Bd. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Der

unbekannte Bruder.

Eine Familiengeschichte

von

Aug. Leibrock.

2 Bde. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Die
Schlacht bei Außig
von
W. A. Lindau.
Preis 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der
Capitain La Rose
von
Felix Mallefille.
Aus dem Französischen
von
Dr. Fließbach.
Preis 20 Ngr.

Der Page Carl's XII.
Aus dem Schwedischen
von
C. Eichel.
2 Bde. Preis 2½ Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eichel, Carl

Kloster Wadstein Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel

Bd.: 1

Leipzig 1849

P.o.germ. 1816 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124814-1